BUDDHISTISCHES LEBEN UND DENKEN

EINE VIERTELJAHRESSCHRIFT

JAHRGANG III

HEFT 1

APRIL/JUNI 1932

VERLAG DES BUDDHISTISCHEN HOLZHAUSES

BERLIN-FROHNAU — AM KAISERPARK 25

Inhalt

	Seite
Zum Vesakfest	3
Übung	4
Religion und Leben	5
Der Buddha als Friedensstifter	10
Lerne gehorchen	17
Jugenderziehung	22
Einiges über den Syllogismus	28
Zum Todestag Goethes	35
Bericht über unsere Zusammenkunft	42
Bücher	45
Mitteilungen	48

Zum Vesakfest

Hundert Speere

S 56, 35

(Samyutta-Nikaya V, S. 440.)

Wie wenn, ihr Mönche, da ein Mensch wäre, der hundert Jahre lebte, hundert Jahre alt würde, zu dem würde man so sprechen: „Komm, lieber Mann, du sollst morgens mit hundert Speeren geschlagen werden, mittags mit hundert Speeren geschlagen werden und abends mit hundert Speeren geschlagen werden. Und wenn du so täglich dreimal mit hundert Speeren geschlagen wirst, als Hundertjähriger, hundert Jahre alt geworden, wirst du die bisher nicht erkannten Vier Edlen Wahrheiten verstehen" — dem Edelgeborenen, der sein Heil wünscht, müßte das genügen, um heranzugehen. Und aus welchem Grunde?

Ohne ausdenkbaren Anfang ist dieser Weltenweg. Ein erster Anfang der Speerschläge, der Schwertschläge, der Axtschläge ist nicht erkennbar. Wenn dem aber auch so ist, ihr Mönche, so sage ich doch nicht, daß das vollkommene Verständnis der Vier Edlen Wahrheiten mit Leiden und Bekümmernis verbunden wäre. Ich sage vielmehr, daß das vollkommene Verstehen der Vier Edlen Wahrheiten mit Glück und Zufriedenheit verbunden ist. Welcher Vier?

Der Edlen Wahrheit vom Leiden, der Edlen Wahrheit von der Entstehung des Leidens, der Edlen Wahrheit von der Vernichtung des Leidens und der Edlen Wahrheit von dem zur Vernichtung des Leidens führenden Weg.

Daher, ihr Mönche, sollt ihr euch ernsthaft so üben: „Das ist das Leiden, das ist die Entstehung des Leidens, das ist die Vernichtung des Leidens, das ist der zur Vernichtung des Leidens führende Weg."

Uebung

Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha,
Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre,
Ich nehme meine Zuflucht zur Mönchsgemeinde.

Zum zweitenmal:
Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha,
Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre,
Ich nehme meine Zuflucht zur Mönchsgemeinde.

Zum drittenmal:
Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha,
Ich nehme meine Zuflucht zur Lehre,
Ich nehme meine Zuflucht zur Mönchsgemeinde.

Möchte doch mein Denken frei werden von Begehrlichkeit und Sinnlichkeit. In Betrachtung der Vergänglichkeit und Unreinlichkeit des Körpers und der Unbeständigkeit aller Dinge soll mein Denken frei sein von Begehrlichkeit und Sinnlichkeit.

Möchte doch mein Denken frei werden von Übelwollen und Gehässigkeit. Zu allen Wesen will ich Liebe und Wohlwollen hegen.

Möchte doch mein Denken frei werden von Trägheit und Schlaffheit. Straff und achtsam soll mein Denken sein.

Möchte doch mein Denken frei werden von Erregung und Unruhe. Klar und ruhig soll mein Denken sein.

Möchte doch mein Denken frei werden von allem Zweifel. Kein Schwanken in dem, was gut ist, soll mein Denken stören.

Mit in Liebe gerüstetem Geist durchdringe ich die ganze Welt.
Mit in Mitleid gerüstetem Geist durchdringe ich die ganze Welt.
Mit in Freudigkeit gerüstetem Geist durchdringe ich die ganze Welt.
Mit in Gleichmut gerüstetem Geist durchdringe ich die ganze Welt.

Es sorgen Eltern um die Kinder sich,
Es sorgt um seine Herde sich der Hirt,
Behaftung ist dem Menschen sorgenvoll,
Nicht, wahrlich, sorgt sich, wer Behaftung-frei.

(Suttanipata 34.)

Religion und Leben

Eine Dame aus der Berliner Gesellschaft fragte mich, als sie erfuhr, daß ich Buddhistin sei: „Meinen Sie wohl, daß die buddhistische Religion sich unserer Lebensweise anpassen läßt?“ Ich erwiderte darauf: „Ich passe meine Lebensweise meiner Religion an, nicht umgekehrt.“

Es wird wohl kein Mensch, dem es ernst ist mit seiner Religion, an der Richtigkeit dieser Erwiderung zweifeln. Doch ist es praktisch eben nicht leicht durchzuführen, dieses „seine Lebensweise seiner Religion anpassen“, ganz besonders nicht in einem Lande, wo andere Religion zu anderer Lebensauffassung geführt hat.

Welches ist nun wohl in Deutschland die herrschende Religion, und welche Lebensauffassung hat sich aus ihr ergeben?

Die herrschende Religion ist noch heute das Christentum, wie die christliche Kirche es lehrt. Um die Lebensauffassung, die sich aus dieser Glaubensreligion ergeben mußte, klarlegen zu können, müssen wir einen Blick auf sie und auf ihre Vertreter werfen.

Die christliche Religion verlegt den Daseinskern in ein Jenseits. Das Leben in gegenwärtiger Form wird als minderwertig betrachtet, sofern es nicht einzig auf das künftige, himmlische Dasein gerichtet ist. Diese idealistische Auffassung des Lebens führt nur scheinbar zum Verzicht auf irdische Güter. Mögen manche einzelne auf irdischen Besitz verzichtet haben, um des himmlischen Besitzes teilhaftig zu werden — die christliche K i r c h e hat niemals praktisch diesen Schluß gezogen, vielmehr hieß bei ihr die Losung: die ganze Welt erobern —, um Gottes Reich darin aufzubauen. Auch sollen wir uns nicht darüber täuschen, daß noch heute wahres Ziel der christlichen Kirche ist, die Welt zu erobern und sich untertänig zu machen. Daß diese Machtbestrebungen der Kirche sich hinter dem Mantel christlicher Liebe und Demut verstecken, macht sie besonders gefährlich.

Im Mittelalter war der christliche Glaube in allen Schichten der Bevölkerung lebendig. Man glaubte den Priestern und nahm die Bibel buchstäblich. Damals konnte man „zu Ehren Gottes“ streiten oder Frieden halten, morden und rauben oder spenden und Gutes tun, man konnte je nach Bedarf im Namen Gottes oder des Teufels fluchen, lieben oder hassen. Auf diese Weise kam schließlich jeder auf seine Rechnung, man brauchte nicht zu heucheln.

Heute ist das anders. In diesen Zeiten des naturwissenschaftlichen Fortschritts, der technischen Errungenschaften, des geistigen Skeptizismus glaubt man nicht mehr an die naiven Geschichten der Bibel. Von wenigen Ausnahmen abgerechnet, ist die Masse der Bevölkerung von oben bis unten ungläubig im Sinne der christlichen Kirche. Den besten Beweis dafür, daß der christliche Glaube nicht mehr lebendig ist, finden wir in der modernen Kunst und Literatur sowie in allen Formen des öffentlichen wie des Familienlebens. Was einstmals mit schöpferischer Kraft alle Schichten der Gesellschaft durchdrang, ist jetzt zu einer staatlich genehmigten und unterstützten Anstalt erstarrt, der man sich fügt, weil man muß, aber zu der man nicht mehr innere Fühlung hat als zum Steueramt oder zur Polizeibehörde.

Wie man auch über moderne Kunst und Literatur urteilen mag, wie man moderne Arbeit in Fabrik, Büro, Warenhaus, modernes Leben in Familie und Öffentlichkeit bewerten mag — heißes Ringen und Streben steckt darin, nicht einzig um den Lebensunterhalt, sondern auch um neue, reinere Lebenswege. — Die Motive zu diesem Ringen bietet das Leben selbst mit seinem Sehnen, bietet das Ankämpfen gegen die gegenwärtigen Schwierigkeiten des Lebens. Motive aus der christlichen Religion bewegen Geist und Gemüt nicht mehr, trotz der riesigen Propaganda von seiten der Kirche.

Die Kirche ist aber trotzdem da, von Staat, Behörden und maßgebenden Persönlichkeiten gestützt, und diese Mächtigen sorgen dafür, daß auch andere sie stützen.

Es ist schwer begreiflich, daß so viele im weltlichen Sinn bedeutende Leute in einem Akt der Unaufrichtigkeit zusammenwirken können, indem sie äußerlich einer Religionsgemeinde anhängen, deren Dogmen sie innerlich abweisen müssen, weil sie dem natürlichen Verstand Hohn sprechen. Viele Tausende armer Teufel ahmen diesen „Großen" in ihrem unaufrichtigen Bekenntnis zur christlichen Kirche nach, weil sie befürchten müssen, Ansehen und Stellung zu verlieren, wenn sie ihrer Meinung entsprechend handeln würden.

Wir werden also unsere Feststellung, daß das Christentum die in Deutschland herrschende Religion sei, dahin berichtigen müssen, daß dieses nur äußerlich der Fall ist, d. h. so weit die Zugehörigkeit zur Kirche in Frage kommt — so weit es sich aber um die innere Überzeugung handelt, die meisten Menschen keine Religion haben.

Dies ist das große Elend der Gegenwart, daß der Mensch keine Religion hat. Wie mit einem Leichnam schleppt sich der Mensch mit dem Christentum herum, wenn er sich zu einer Lehre bekennt, die ihm weder sittlichen Halt noch einen Hinweis auf rechte Lebensführung geben kann, am allerwenigsten aber vermag, ihm Antwort zu geben auf die quälende Frage: „Wie kommt es zu diesem Leben mit all seinem Leiden, und gibt es wohl ein Entrinnen aus diesem Leiden?"

Wenn nicht stumpfe Ergebenheit und geistige Denkfaulheit diese bei jedem Menschen einmal aufspringende Frage zum Schweigen bringt, so ergibt sich aus der offiziellen Bejahung des starren Prinzips der Unveränderlichkeit einerseits, anderseits aus der praktischen Bejahung dieses Lebens der Veränderlichkeit und Vergänglichkeit eine Unsicherheit und geistige Verwirrung, deren Tragweite man sich gar nicht bewußt ist.

Man frage sich nur selber, ob die skrupellose Handlungsweise der Menschen, wie sie in der Kriegführung, in den Schlachthäusern, in der Vivisektion, in der Geld- und Vergnügungssucht, kurz, in der brutalsten Art des Sichdurchsetzens zum Ausdruck kommt, möglich wäre, wenn die Menschen nicht ohne wahre Religion wären und sogar jeden Instinkt für rechte Lebensführung verloren hätten!

Das wachsende Elend unserer Zeit sowie die wachsende Unfähigkeit, der Lage Herr zu werden, führe ich in erster Linie auf den Konflikt zwischen Denken und Leben zurück, wie er sich, wenn auch nicht einzig, so doch am schärfsten darin erweist, daß der moderne, materialistisch oder wissenschaftlich eingestellte Mensch dennoch offiziell der christlichen Kirche angehört.

Dieses Anhängen an der Kirche wird in den meisten Fällen das ehrliche Suchen nach der Wahrheit unterbinden, d. h. wahre Religion unmöglich machen. Geht ein geistig Strebsamer doch eigene Wege, so wird er, falls er nicht den Mut aufbringen sollte, mit der christlichen Kirche auch äußerlich zu brechen, in schwere Konflikte geraten.

Geistige Konflikte, Unsicherheit, die bis zum äußersten Skeptizismus führt, sind die Frucht, die eine idealistische, auf „Ewiges und Unvergängliches" gerichtete Lebensauffassung oder Religion einmal zur Reife bringen muß in einem Leben, das ganz Vergänglichkeit ist.

Wie gesagt: im Mittelalter war die Saat noch frisch, ein Konflikt mit der Wirklichkeit kam nicht zum Bewußtsein. Jetzt aber

ist die Saat, die der starre Glaube des Christentums gesät hat, reif — überreif. Das Ergebnis ist äußerlich: Heuchelei, innerlich: Zerrissenheit und Zweifel.

Es wäre vielleicht der wichtigste Schritt, der zur Herbeischaffung gesünderer Verhältnisse dienen könnte, daß ein jeder, der noch der christlichen Kirche anhängt, sich ernsthaft prüft, ob er dieses Anhängen vor sich selbst, d. h. unbedingt ehrlich verantworten kann, und wenn er es nicht kann, entsprechend handelt.

Man bedenke nur, daß jedes Übel im Grunde geistiges Übel ist, ferner daß jeder Schritt zu größerer Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit segensreich sein muß.

Wenn die Dame, die ich zu Anfang erwähnte, mich fragte: „Meinen Sie wohl, daß die buddhistische Religion sich unserer Lebensweise anpassen läßt?", so liegt darin einmal ausgesprochen, daß für sie als moderner Mensch die Religion sich der Lebensweise unterzuordnen hat; zweitens spricht sie die Befürchtung aus, daß eine andere Religion an die Lebensführung höhere Anforderungen stellen könnte als die Landesreligion. Sie hat recht. Eine Glaubensreligion lebt von einer Zukunft, wie sie niemals zu verwirklichen ist; praktisch muß der Gläubige sich der Wirklichkeit fügen, und der Glaube mag sehen, wo er bleibt.

Und weiter: eine Religion, die der Wirklichkeit näher steht als das Christentum, wird auch notwendig höhere Anforderungen an die Lebensführung stellen. Jeder Schritt, der uns der Wirklichkeit näher bringt, bringt uns auch rechter Lebensführung näher.

Eine Religion, die nichts weiter ist als gewußte Wirklichkeit, muß notwendig im Zusammenfall von Wirklichkeit und dem Wissen von ihr die letzten Möglichkeiten der Wirklichkeit wahr machen und zur Auflösung des Lebensdurstes und damit des Lebens selbst führen.

Die Kluft, die üblicherweise zwischen Wirklichkeit und dem Wissen von ihr besteht, dieses Nichtwissen über Leben selbst als einen restlos veränderlichen, vergänglichen und wesenlosen Vorgang — dieses Nichtwissen eben ist Stütze und Ernährung alles Lebens und die Ursache immer wieder sich erneuernden Leidens. Je größer die Kluft zwischen Wirklichkeit und Wissen, je schwerer das Leiden.

Nun stellen die Dogmen der christlichen Kirche ein geistiges Überschreiten der Wirklichkeit dar, wie es schlechterdings nicht übertroffen werden kann. Der wahre Christ wird an der Wirklichkeit unsagbar schwer leiden müssen, ehe er von seiner falschen

Meinung abläßt. Was soll man aber von denen sagen, die solche Dogmen innerlich abweisen und dennoch die Fesseln, die die christliche Kirche schmiedet, nicht auch äußerlich zu sprengen vermögen? Gewiß, es ist sehr schwer, den Mut zur unbedingten Aufrichtigkeit aufzubringen. Man fühlt sich von den Menschen abhängig und fürchtet die öffentliche Meinung. Und doch ist diese Abhängigkeit von den Menschen und ihrem Urteil eine Fessel, in die uns unsere Schwäche lockt, und die wir durch jedes Nachgeben fester und fester schmieden. Die Menge als der Gärbottich der Natur verachtet den bald, der zu allem Bestehenden Ja und Amen sagt. Auch sollte man bedenken, daß der Weg der Selbständigkeit doch einmal beschritten werden muß, wenn wir überhaupt nach Fortschritt streben. Die Kluft zwischen Wirklichkeit und Wissen muß geringer werden, soll es zu reinerer Lebensführung und damit zu glücklicheren Umständen kommen.

Zum Schluß möchte ich Ihnen als Illustration zu meinen Ausführungen den Kernsatz christlichen Glaubens auf das Leben angewandt ins Gedächtnis rufen und dem ein Beispiel aus der Buddhalehre gegenüberstellen.

Bekanntlich genügt der Glaube an die Erlösung durch das Blut Christi, um, nach Auffassung der Kirche, diese Erlösung hervorzurufen.

Es kann also ein Mensch töten, stehlen, ein unkeusches Leben führen, lügen, dem Trunk ergeben sein — wenn er nur an Christus als den Erlöser glaubt, so wird ihm ein „ewiges, seliges Leben" in himmlischen Welten zuteil.

Mag einer all dieses unterlassen, aber nicht an Christus glauben, so ist er nach christlicher Lehre „ewiger Verdammnis" verfallen.

Freilich legt die Kirche den Glaubensakt so aus, als wenn mit dem wahren Glauben auch zugleich gute Werke sich einstellen müßten. Doch ist dieser Satz leere Theorie, wie ein Blick auf das Leben vieler christlicher Päpste, Bischöfe und Könige namentlich des Mittelalters zeigt.

Wie das Verhältnis von Glauben und Wirken wirklich beschaffen ist, zeigt folgendes Beispiel aus Samy. Nik. IV (S. 312): „Was meinst du wohl, Vorsteher, wenn da ein Mensch Leben raubte, Nichtgegebenes nähme, einen unreinen Wandel in Lüsten führte, falsche Rede, verleumderische Rede, rohe Rede und leeres Geschwätz führte, wenn er begehrlich wäre, gehässig wäre und falsche Einsicht hätte, und für den würde eine große, versammelte

Menschenmasse bitten und flehen, mit zusammengelegten Händen sich für ihn einsetzend: ,dieser Mensch soll nach Zerfall des Körpers, nach dem Tode auf guter Fährte, in himmlischer Welt wieder auftauchen.' Was meinst du wohl, Vorsteher, wird wohl auf Grund des Bittens und Flehens dieser großen, versammelten Menschenmasse, die mit zusammengelegten Händen sich dafür einsetzt, dieser Mensch beim Zerfall des Körpers, nach dem Tode auf guter Fährte, in himmlischer Welt wieder auftauchen?"

„Nein, o Herr!"

„Wie wenn man, Vorsteher, einen großen, schweren Stein in einen tiefen Teich werfen würde, und den würde eine große, versammelte Menschenmasse bitten und flehen, mit zusammengelegten Händen sich dafür einsetzend: ,Tauche auf, du schwerer Stein, tauche hoch, du schwerer Stein, komm' aufs trockene Land, du schwerer Stein!' Was meinst du wohl, Vorsteher, wird wohl auf Grund des Bittens und Flehens dieser großen Menschenmasse, die mit zusammengelegten Händen sich dafür einsetzt, dieser schwere Stein auftauchen, hochtauchen, ans trockene Land kommen?"

„Nein, o Herr!"

„Ebenso, Vorsteher, wenn ein Mensch Leben raubt, Nichtgegebenes nimmt, einen unreinen Wandel in Lüsten führt, falsche Rede, verleumderische Rede und leeres Geschwätz führt, begehrlich, gehässig ist und falsche Einsicht hat, selbst wenn für den eine große, versammelte Menschenmasse bitten und flehen sollte, indem sie mit zusammengelegten Händen sich dafür einsetzt: ,dieser Mann soll beim Zerfall des Körpers, nach dem Tode auf guter Fährte, in himmlischer Welt wiedergeboren werden', so wird dieser Mann dennoch beim Zerfall des Körpers, nach dem Tode auf übler Fährte, auf einem Abweg, in einer höllischen Welt wiedergeboren werden."

„Erben ihres Wirkens sind diese Wesen" — so hat uns der Erhabene gelehrt.

L. v. M.

Der Buddha als Friedensstifter

Im vorigen Heft unserer Zeitschrift berichtet die Verfasserin der „Erinnerungen an Dr. Dahlke" ein Gespräch, das zur Zeit des Krieges stattfand und sich auf die Stellung des Buddha zur Kriegführung bezog. Es handelt sich um die im Parinibbana-Sutta (Digha-Nik. 16) und auch im Anguttara-Nikaya erzählte Episode, wie der Magadhakönig Ajatasattu Vedehiputta, der die Absicht

hat, die Vajji anzugreifen, seinen Minister zum Buddha schickt und um dessen Rat bittet. Der Minister kommt zum Buddha und teilt ihm die Absicht des Königs mit: „Der Magadhakönig spricht so: ‚Ich will diese Vajji schlagen, die so mächtigen, so gewaltigen; vertilgen will ich die Vajji, vernichten will ich die Vajji, Unheil und Verderben bringen will ich über die Vajji.'"

Der Buddha antwortet darauf nicht: „Sage dem König, daß es unrecht ist, Kriege zu führen, daß er damit Unglück über zahllose Menschen und Tiere bringt", sondern er wendet sich an den hinter ihm stehenden Ananda und fragt ihn: „Was hast du gehört, Ananda, halten die Vajji häufig Versammlungen ab und sind ihre Versammlungen gut besucht?" — „Ich habe gehört, o Herr, daß die Vajji häufig Versammlungen abhalten, und daß ihre Versammlungen gut besucht sind." — „So lange, Ananda, die Vajji häufig Versammlungen abhalten und ihre Versammlungen gut besucht sein werden, da ist, Ananda, gerade Gedeihen bei den Vajji zu erwarten, nicht Verfall." In derselben Weise fragt der Buddha weiter: Kommen die Vajji in Eintracht zusammen und gehen sie in Eintracht auseinander und führen sie ihre staatlichen Obliegenheiten in Eintracht aus? Setzen sie nichts Ungebräuchliches fest? Ehren sie ihre Greise? Schleppen sie nicht ehrbare Frauen und Mädchen fort und halten sie gewaltsam zurück? Ehren sie ihre Gedenkmale und lassen sie den religiösen Dienst für sie nicht verfallen? Gewähren sie den Verehrungswürdigen Obhut und Schutz? Alle diese Fragen beantwortet Ananda in gleicher Weise, worauf der Buddha jedesmal bestätigt: „So lange das so ist, haben die Vajji Gedeihen zu erwarten, nicht Verfall." Zum Magadha-Minister gewendet wiederholt er das, und dieser erwidert: „Verehrter Gotama, wenn die Vajji auch nur mit einer einzigen dieser vor dem Verfall schützenden Eigenschaften begabt wären, so wäre sicherlich Gedeihen bei ihnen zu erwarten, nicht Verfall, was soll man da erst von allen sieben Eigenschaften sagen! Der Magadha-König Ajatasattu Vedehiputta wird den Vajji nicht beikommen können, zum mindesten, soweit es offenen Krieg betrifft, ausgenommen vielleicht durch Diplomatie und innere Spaltungen." Darauf verabschiedet er sich.

Der Buddha aber läßt im Anschluß daran durch Ananda die in der Umgebung weilenden Mönche zusammenrufen und belehrt sie über die sieben Eigenschaften, die den Mönchsorden vor dem Verfall schützen, und die mit den vorigen sieben Eigenschaften der Vajji parallel laufen.

Diese Begebenheit ist in zweifacher Hinsicht merkwürdig. Erstens insofern als hier ein Staatsmann den Buddha um Rat in Angelegenheiten der hohen Politik befragt — unseres Wissens die einzige derartige Stelle im Kanon —; zweitens dadurch, daß hier der Buddha in einem speziellen Falle durch seine Antwort zur Kriegführung Stellung nimmt. Wie der Buddha im allgemeinen über den Krieg dachte, das ergibt sich einmal aus dem ersten Grundsatz buddhistischer Zucht und buddhistischen Denkens: kein lebendes Wesen des Lebens zu berauben und Wohlwollen zu allen Wesen zu hegen. Weiterhin zeigt z. B. die Lehrrede „der Krieger" (Samy. IV, p. 308 P. T. S.), die wir im Oktober/Dezember-Heft 1931 wiedergaben, welche Folgen der Buddha einem Menschen voraussagte, der in Haß und Kampfeslust in der Schlacht andere tötet. Aber der Buddha war kein Theoretiker und Idealist, kein Pazifist in unserem modernen Sinne, sondern Kenner der Wirklichkeit, der wohl wußte, daß man mit schönen Wünschen und Hoffnungen der Welt nicht beikommen kann, weil alles Leben aus Nichtwissen und Lebensdurst, aus Lust, Haß und Wahn aufsprießt seit Anfangslosigkeit.

So antwortet der Buddha dem Magadha-Minister nicht mit theoretischen Grundsätzen über die Unrechtmäßigkeit der Eroberungssucht, über das Unglück, das damit über so viele Wesen gebracht wird; er appelliert nicht an hohe Ideale von Menschheitsverbrüderung und ewigem Frieden — er weiß wohl, daß solche Gedanken keinen Widerhall finden in dem Hirn eines Gewaltherrschers wie Ajatasattu, der auf den Thron gekommen war, indem er seinen Vater, den „Rechtskönig" Bimbisara ermordete (denselben Bimbisara, der als einer der großen Gönner des Buddha ihm bald nach Beginn seiner Lehrtätigkeit den Veluvana, den Bambushain in Rajagaha geschenkt hatte); für einen solchen Menschen gibt es nur e i n Motiv zu seinen Handlungen oder Unterlassungen: der zu erwartende Erfolg oder Mißerfolg. Der Buddha verfährt daher als kluger Menschenkenner „realpolitisch", wie wir heute sagen. Er stellt fest, daß die Vajji ihre Obliegenheiten in staatlicher, sittlicher und religiöser Hinsicht erfüllen und sich infolgedessen im Gedeihen, nicht im Verfall befinden. Die Folgerungen hieraus zu ziehen, überläßt er dem Fragesteller, der ja dann auch als Staatsmann daraus schließt, daß der Krieg gegen die Vajji höchstwahrscheinlich keinen Erfolg haben würde. Und auf ein so schlechtes Geschäft läßt sich ein Realpolitiker nicht ein.

Auf diese Weise gelingt dem Buddha durch Ausnützung der tatsächlichen Verhältnisse, was ihm zweifellos mißlungen wäre, wenn er mit bloßen theoretischen und idealistischen Erwägungen gearbeitet hätte: den Krieg zu verhindern. Wenigstens dürfen wir wohl annehmen, daß dies die Folge seiner Antwort ist; denn historisch ist über diese Angelegenheit nichts weiter berichtet.

Ich will nicht gerade sagen, daß die Deutung dieser Episode, die ich hier gebe, die einzig mögliche ist, aber sie scheint mir dem Sinn der buddhistischen Lehre am meisten zu entsprechen. In den Kanon ist sie wohl überhaupt nicht um dieses Ereignisses willen gekommen, sondern weil sie dem Buddha Anlaß zu der Belehrung der Mönche über die sieben Eigenschaften gab, die zur Erhaltung des Mönchsordens dienen.

Wollen wir aus dieser Begebenheit für unsere heutigen Verhältnisse eine Nutzanwendung ziehen, so müssen wir zunächst bedenken, daß die Umstände und Lebensverhältnisse vor 2500 Jahren im alten Indien zweifellos ganz bedeutend einfacher waren als die unsrigen. Heute sind alle Völker der Erde in mannigfachster Weise miteinander verflochten. Das Wohlergehen oder Übelergehen eines einzelnen großen Volkes bringt für die andern Folgen mit sich, die zur Zeit des Buddha nicht möglich waren, weil die Erde den wenigen Menschen viel mehr Platz bot. Es ist überhaupt eine schwierige Sache, die verhältnismäßig beständige Lebensweise des Ostens mit den äußerlich im Vergleich dazu immer in rasendem Tempo befindlichen Lebensumständen des Westens zu vergleichen. Mit dem Osten, wenigstens dem alten Osten verglichen, ist selbst der konservativste Konservative des Westens ein unruhiger Umstürzler zu nennen. Vor noch kaum 2000 Jahren lebten hier die alten Germanen im Urwald in primitivster Weise, kleideten sich in Felle und wohnten in einfachen Hütten. Die Nahrung war entsprechend einfach in der Form, wenn auch nicht in der Menge. Das Indien zu des Buddha Zeiten unterschied sich in der Art der Lebensweise nicht wesentlich von dem Indien unserer Zeit. Heute wie damals ist die Hauptnahrung Reis, besteht die Wohnung der einfachen Bevölkerung aus primitiven Hütten und die Kleidung aus der bekannten Tracht. Gewiß hat sich inzwischen auch dort äußerlich viel geändert, aber erst durch europäischen Einfluß, und es bleibt abzuwarten, was mehr Ausdauer hat, der europäische Einfluß oder die uralte Tradition des Ostens.

Aber so sehr die äußeren Verhältnisse des Westens von denen des Ostens verschieden sind, und so viel selbst im Osten sich seit

den Zeiten des Buddha geändert hat, so sehr die Menschen an Zahl gegenüber der damaligen Zeit zugenommen haben — die Beweggründe für das Leben sind heute die gleichen wie zur damaligen Zeit und wie zu allen Zeiten. Auch heute sprießt das Leben aus Nichtwissen und Lebensdurst, aus Lust, Haß und Wahn. Und was der Buddha vor 2500 Jahren sagte: Bedürftig ist die Welt, nimmersatt, Sklave des Durstes, das gilt auch heute mit unverminderter Schärfe, ja, es kommt heute vielleicht noch schärfer zur Geltung, weil der Platz auf der Erde allmählich immer enger wird. Darüber dürfen wir uns durch die scheinbaren, sogenannten Fortschritte der Zivilisation nicht täuschen lassen. Der Unterschied der damaligen Zeit gegenüber besteht nur in der äußeren Form.

Deswegen bleibt das Leben doch das, was es immer ist: vergänglich, leidvoll, nichtselbst. Deswegen sind wir doch der Geburt, dem Altern, der Krankheit und dem Sterben mit all den übrigen Begleiterscheinungen unterworfen, sind wir doch von Augenblick zu Augenblick die Schaffer unseres eigenen Schicksals durch unser eigenes Wirken in Gedanken, Worten und Taten, wandern wir von einem Dasein zum andern, je nach unserem Wirken.

Wenn wir das immer vor Augen haben, dann werden wir auch zu den scheinbar wichtigsten Fragen des täglichen Lebens die richtige Stellung finden. Wir werden finden, daß diese für die Welt so wichtigen Fragen in Wahrheit gar nicht so wichtig sind. Um nur eins der Probleme zu berühren, die heute das Gemüt der Menschen so leidenschaftlich bewegen, daß sie nicht einmal das Leben der andern schonen: Soll ein Volk einen, mehr oder weniger lange Zeit „angestammten" Kaiser oder König haben, oder soll es sich selber einen Präsidenten als „Ersten unter gleichen" wählen, oder soll es sich der Gewaltherrschaft eines Mannes fügen, der sich kraft eigener Gewalt und Gewaltsamkeit zum Diktator erhebt, oder soll die Staatsform noch irgendwie anders beschaffen sein? Unter welcher Lebensform oder Staatsform wird ein Volk am besten gedeihen? Der Kenner der Wirklichkeit weiß, daß alle Dinge in der Welt mindestens zwei Seiten haben, daß nichts nur Vorteile oder nur Nachteile hat. So wird bei dieser Frage alles davon abhängen, was für Persönlichkeiten Träger der Form sind. Bekanntlich hat Friedrich der Große, der doch der geborene Selbstherrscher war, gesagt, daß die absolute Monarchie die beste oder schlechteste Staatsform sei je nachdem, wer sie vertritt. Und mit

entsprechenden Änderungen gilt das schließlich von allen andern Staatsformen auch. Aristoteles sagt: Die äußere Form des Staates ist ethisch gleichgültig, sie kann gut oder schlecht sein. Jede Verfassung ist gut, sei es Monarchie, Aristokratie oder Demokratie, wenn sie der adäquate Ausdruck einer bestimmten Stufe politischer Entwicklung ist, und wenn das oberste Ziel der Regierung das Wohl der Gemeinsamkeit ist; jede ist schlecht, sobald sie diesen Bedingungen nicht oder nicht mehr entspricht *).

Daß die Menschen sich hierüber jemals einig werden können, daran ist nicht zu denken. Die Unterschiede in den Auffassungen sind zum großen Teil durch die Anlagen der einzelnen begründet. Es gibt „aristokratische" und „demokratische" Charaktere, die auch zu einer entsprechenden Staatsform neigen. Das ist auch nicht das Schlimmste. Schlimm ist vielmehr, daß die Menschen den Wert dieser Dinge viel zu sehr überschätzen und dabei das verabsäumen, worauf es vor allem ankommt.

Nun ist es freilich nicht die Staatsform als solche, um die der Kampf geht, auch nicht eine bestimmte Persönlichkeit als solche, sondern jeder erhofft von der Durchsetzung der von ihm vertretenen Meinung das beste für sein eigenes Wohlergehen. Bei den meisten Menschen ist es in erster Linie das wirtschaftlich-materielle Moment, bei vielen anderen die Befriedigung des Ehrgeizes, und bei einigen wenigen mehr oder weniger fanatischer Idealismus, was sie treibt. Aber alle diese Beweggründe sind nichts anderes als Lebensdurst; Selbstsucht, die dem Nichtwissen von der Wirklichkeit entspringt, unter welchen Masken sie sich auch verbergen mag. Weil aber das Weltgeschehen das Spiel der immer wieder neu aufeinander prallenden verschiedenen Interessen und Strebungen ist, können die Hoffnungen und Erwartungen der Menschen nie erfüllt werden. Und der denkende Mensch wendet sich deshalb von diesem nie befriedigenden Treiben ab.

Gewiß müssen wir, solange wir nicht zum Mönchstum gekommen sind, uns auch mit den Dingen der Welt befassen, und gewiß sind in diesen Dingen die Meinungen immer verschieden. Aber es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich mich mit diesen Dingen abgebe und meine Meinung vertrete immer in dem Gedanken an die Unbeständigkeit und Leidhaftigkeit alles Geschehens und die Aufgabe der Loslösung, oder ob ich es tue, weil ich Ge-

---

*) Nach Dr. Heinrich Schmidt, Philosophisches Wörterbuch, Verlag Alfred Kröner, Leipzig.

fallen finde an diesen Dingen, und weil es mir Befriedigung gewährt, meine Meinung mit Leidenschaft zu vertreten. Auch bei uns sind Zu- und Abneigungen noch nicht erloschen, aber sie spielen nicht mehr die Rolle, die sie früher gespielt haben, und wir müssen unter allen Umständen dahin streben, daß sie nicht mehr diese Rolle spielen. Sie unterliegen der Kontrolle durch das klare Bewußtsein, und was das bedeutet, das weiß jeder, der es erlebt, und der danach strebt. Und hierauf allein kommt es für den Menschen an: sich in Selbstzucht und Selbstbesinnung zu üben, wie der Buddha es zeigt.

Damit ergibt sich auch klar und unerschütterlich die Stellung des Buddhisten zum Krieg. Der Krieg ist eine der Formen, unter denen sich der Lebensdrang Geltung verschafft, und zwar die gewaltsamste. Es könnte freilich scheinen, als wenn unter den komplizierten Lebensverhältnissen unserer Zeit, die kein Mensch in ihren Einzelheiten mehr durchschauen und übersehen kann, andere Formen des Daseinskampfes wie Klassen- und Rassenkampf, Wirtschaftskrieg und Arbeitslosigkeit, Inflation und Deflation — für alles hat ja der Mensch volltönende, ausgezeichnete Namen, damit er ganz genau weiß, woran er ist — ich sage: es könnte scheinen, als wenn dies alles nicht weniger schlimm, nicht weniger grausam ist als ein offener Krieg, ja daß ein solcher vielleicht sogar weniger schlimm wäre. Manch einer spielt mit dem Gedanken: „Lieber ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende" und ist sich doch nicht klar darüber, daß dieses „Ende mit Schrecken" gar kein wirkliches Ende ist. Aber wenn wir die heutigen technischen Möglichkeiten betrachten, so kann wohl darüber kein Zweifel sein, daß Krieg heute eine Massenvernichtung bedeutet, im Vergleich zu welcher der vergangene Weltkrieg ein Kinderspiel war. Darüber lassen auch die „Leute vom Fach" keinen Zweifel.

Dennoch: als Kenner der Wirklichkeit weiß der Buddhist, daß die einzige wirkliche Triebkraft im Weltgeschehen der Lebensdurst ist, und daß die Machthaber und Gewaltmenschen sich nur von „realpolitischen" Erwägungen treiben lassen und vor grausamsten Maßnahmen nicht zurückschrecken, wenn sie sich Erfolg für ihre Ziele versprechen Aber eben weil er das weiß, weil er sich keinen Illusionen hingibt, hat er die Pflicht, von seiner Seite alles zu tun, was zur Überwindung des Lebensdurstes dient und damit zur Förderung der friedlichen Gesinnung der

Menschen. Denn nur aus dieser entspringt auch wahrer äußerer Friede.

Was das im einzelnen Falle ist, das ergibt sich in der Befolgung buddhistischer Zucht und buddhistischen Denkens. Was aus der rechten Einsicht entspringt an Worten und Taten, das ist immer richtig. Es dient zum eigenen Wohl und zum Wohl der andern Wesen.

Daß damit für den Buddhisten keine Möglichkeit mehr besteht, Kriege zu führen, ist klar. Wie er sich dabei im einzelnen zu verhalten hat, das wird von seiner eigenen Kraft und Klarheit abhängen. Vor einiger Zeit erzählte uns jemand, der während des Krieges als Unteroffizier mit der Ausgabe von Waffen beauftragt war, daß er eines Tages einer Anzahl von Leuten Gewehre übergeben hatte. Kurze Zeit darauf sah er diese Gewehre an der Wand des Geräteschuppens stehen, während die Leute verschwunden waren. Als man sie zur Rede stellte, erklärten sie, aus religiösen Gründen dürften sie keine Waffen führen; ich glaube, es waren Methodisten. Die Leute wurden daraufhin anderweitig verwendet. Solche Fälle sollen mehrfach vorgekommen sein.

Wie weit das Problem des Krieges aber für die Allgemeinheit zu lösen ist, das wage ich nicht zu beurteilen. Im Grunde ist das Leben immer eine Angelegenheit des einzelnen und nur vom einzelnen lösbar in der wirklichen Los- und Auflösung des eigenen Lebensdurstes.

Mögen wir unsere Kraft anstrengen, um diese Lösung zu erreichen zum Wohle unserer selbst und zum Wohle der andern Wesen.

Mögen alle Wesen glücklich sein! K. F.

Lerne gehorchen

Wir erfahren aus den Gesprächen Eckermanns mit Goethe, daß der kleine Enkelsohn Goethes ein Stammbuch besaß, und daß er die Gäste seines berühmten Großvaters um Eintragungen zu bitten pflegte. Der ganze Weimarer Kreis von Schöngeistern verkehrte bei Goethe, und alle berühmten Leute, die durch diese Stadt reisten, verfehlten nicht, ihren großen Zeitgenossen aufzusuchen, und so mag die ganze auserlesene Gesellschaft der damaligen Zeit Proben ihres Geistes und ihrer hohen literarischen Bildung in diesem Büchlein niedergelegt haben. Der bekannte

Musiker Z e l t e r aber trug nur die beiden Worte ein: „Lerne gehorchen!", und Goethe äußerte gegen Eckermann, dieses seien die einzigen vernünftigen Worte im ganzen Album.

Was bedeutet in der Tat aller Geist und Witz gegen diese vortrefflichste aller Maximen? Dieses „Lerne gehorchen" ausgeübt, bildet die Vorstufe zur Selbstbeherrschung, zur Selbstüberwindung und damit zur wahren Freiheit. Gibt es jemand, der an dem Wert des Gehorsams zweifelt?

Ja, diese Menschen gibt es. Von katholisch-orthodoxen Kreisen abgesehen, wo der Priester als Gottstellvertreter unbedingtes Recht auf Gehorsam hat — von dieser Gemeinde abgesehen, scheint es fast, als zweifle jeder moderne Mensch an dem Wert des Gehorsams. „Wo sind die großen Vorbilder", sagt man traurig, „denen wir gehorchen könnten? Angesichts unserer eigenen Mängel wagen wir es heute nicht einmal, von der Jugend Gehorsam zu fordern."

So ist es. Man fühlt die eigene Schwäche und Unzulänglichkeit und findet nicht einmal den Mut dazu, so viel Festigkeit und Entschlossenheit zu betätigen, wie zur Leitung der Kinder und Jugendlichen erforderlich ist, zu ihrem Schutz und zum Schutz anderer. Hierzu eine Illustration:

Vor kurzem begegnete mir hier in Frohnau auf einem Spaziergang eine Anzahl kleiner Jungen aus der untersten Schulklasse in Begleitung einer Dame, die ich erst irrtümlich für eine Lehrerin hielt. Eben hatte ich mich über die niedlichen Kerlchen gefreut, als ein gewaltiges Geschrei und Gebelle mich nötigte, mich umzusehen. Es hatte sich eine Schlacht entsponnen zwischen den Jungen und einem von der Straße durch einen Eisenzaun getrennten Hund. Der Hund bellte wütend, und die Kinder suchten durch jedes Mittel ihn noch wütender zu machen. Sie schlugen ihn mit ihren Mänteln, bewarfen ihn mit allem, was sie auf der Straße fanden und schrieen aus Leibeskräften. Ein paar energische Worte von mir setzten die kleinen Übeltäter in rasche Flucht. Die Dame aber blieb mit ihren beiden Enkeln stehen und sagte mit sanfter Ergebenheit: „Meine Kinder haben den Hund nicht gereizt. Ich habe die andern oft gewarnt, aber sie hören nicht." Es kam zu einer Unterhaltung mit dieser Dame, die, ohne auf Einzelheiten einzugehen, darüber klagte, was alles hier in der Schule vorkommt. „Sie glauben es nicht", sagte sie, „man meint, es sind alles bessere Kinder! ... deshalb hole ich auch meine Enkel täglich ab."

Diese kleine Begebenheit zeigt deutlich, wohin wir kommen, wenn wir die Kinder sich selbst überlassen zu einer Zeit, wo man

sie üblicherweise noch nicht für ihr eigenes Tun verantwortlich macht. Sie richten Unheil an und bringen sich selbst in Gefahr.

Wenn man nun dieser erregten Schar statt eines kurzen Verweises mit der entschiedenen Forderung, das böse Spiel augenblicklich einzustellen, die Sachlage erst hätte erklären wollen, wie das heute so üblich ist, dann würden die kleinen Kobolde sich nicht haben stören lassen, und sie hätten den Erwachsenen für seine vergebliche Liebesmühe auch noch ausgelacht.

Es wäre dringend zu wünschen, daß alle Eltern und Erzieher den Wert des „Lerne gehorchen" wieder erkennen lernten und fähig würden, der Jugend die Stütze zu geben, deren sie zu ihrer gesunden Entwicklung bedarf.

Früher war das anders. Man bildete die Jugend nach einem Ideal. Man hatte eine ganz bestimmte Vorstellung davon, wie die kleinen Mädel oder Knaben sein sollten. Dabei rechnete man freilich damit, daß die Verwirklichung weit hinter der Vorstellung zurückbleiben mußte. Es genügte, daß die Richtlinien für die Erziehung gegeben waren, auch fand jedes Kind sein lebendes, nicht idealisiertes Vorbild in seinen Eltern. Der Sohn sollte wie der Vater, die Tochter wie die Mutter werden. In den meisten Fällen war es selbstverständlich, daß der Sohn den väterlichen Beruf ergriff; dadurch wurde die väterliche Erziehung auch die beste Vorbereitung fürs praktische Leben. Die Grenzen des Standes und die diesem Stande angemessenen Sitten und Anschauungen waren damals eng gezogen. Man wußte, was man sollte, wo man hingehörte, und fand sich grundsätzlich am wohlsten in den eigenen Kreisen. Das Streben war nicht nach außen gerichtet, man schielte nicht ständig in das Bereich des andern. In der glücklichen Überzeugung, daß Gott oder das Schicksal jeden Mann an den rechten Ort stellt, gönnte man jedem das Seinige.

Kinder wurden allgemein streng gehalten. Man fragte sie nicht nach ihrer Meinung, man wußte, daß sie keine Meinung haben können; daß sie gehorchen mußten, war selbstverständlich. Eine Kluft trennte Eltern und Kinder, die nie ganz überbrückt wurde. Die Eltern blieben zeitlebens verehrungswürdige Personen, die mehr Wert auf Gehorsam als auf Liebe legten. Diese Eltern schienen nie im Zweifel zu sein über das, was für ihre Kinder (selbst wenn diese erwachsen waren) das Richtige war. Woher nahmen sie diese Sicherheit?

Ich deutete schon darauf, daß man damals allgemein gläubig war. Selbst in den seltenen Fällen, wo man sich von dem Glauben an

einen persönlichen Gott freigemacht hatte, glaubte man doch an eine höhere Weltordnung. Man wußte sich in der Hand einer höheren Macht, der man unbedingt vertraute. Man fand den Mut, willig zu ertragen, was sie einem auferlegte. Anderseits wußte man sich aber in so hohem Grade mit dieser erglaubten Macht eins, daß man es wagen konnte, Jüngeren oder Schwächeren gegenüber selbst Schicksal zu spielen. Das geschah dann gewissermaßen im Auftrag dieser höheren Macht. Ich denke dabei an alle Arten der Vergewaltigung, die im Namen Gottes, der Sitte, der Ehre oder dgl. verübt wurden.

Wir wissen, daß es noch eine kleine Anzahl Menschen gibt, die solchen Idealen huldigen. Für uns wie für die Allgemeinheit sind sie gefallen und können nicht wieder lebendig werden.

Die jetzige Zeit setzt nicht mehr Leben in den Dienst eines Ideals, sondern sie idealisiert das Leben selbst. Der Glaube an eine höhere Weltordnung, den z. B. Goethe noch in hohem Grade besaß, ist der Allgemeinheit völlig verloren gegangen. Man sucht höchste Entfaltung in dieser gegenwärtigen Existenz, und zwar entweder als Einzelwesen, als Individuum, dem die Massen untergeordnet sind, oder als Masse, in der Herrschaft eines sozialen Ideals, dem die einzelnen untergeordnet sein sollen.

In beiden Fällen wird Leben mit seiner ganzen Triebhaftigkeit bejaht und höchste Machtentfaltung angestrebt. Man will sich und das, was man für recht hält, mit aller Gewalt durchsetzen. Man traut weder Gott noch dem Schicksal; nur der brutalen Kraft sowie der allgemeinen Bestechlichkeit durch Geld traut man noch. Da die einen in sozialer Gleichstellung, die andern in einem Militärstaat ihr Heil erblicken, einige national, andere international, diese konservativ, jene fortschrittlich eingestellt sind, so steht hier Volk gegen Volk, Partei gegen Partei, Mann gegen Mann. Allen gemeinsam ist nur die innere Haltlosigkeit und Unsicherheit, über die gewandte Redeweise und schneidiges Auftreten nicht hinwegtäuschen können.

In dieser Lage der äußeren und inneren Not hat natürlich keiner Zeit, sich einer sorgfältigen Erziehung der Kinder zu widmen. Da Leben an sich heilig und der Mensch mit allen Leidenschaften zu bejahen ist, so ist das Kind auch gut, wie es ist. Es soll sich austoben, man findet seine Unarten höchst originell und erblickt in seinem Eigensinn Zeichen eines starken Willens. Die heutigen Eltern sind bereits unter ähnlichen Umständen wie die eben geschilderten groß geworden. Das Leben hat nun zwar die

meisten am Kragen gepackt und sie gehörig gezaust, doch sind sie darum nicht klüger geworden; sie sind ihren Kindern gegenüber fast noch ratloser, als ihre Eltern es waren.

Wir können aber erst bessere Zeiten erwarten, wenn Eltern und Erzieher in sich gefestigt und beruhigt der Jugend jene Gabe von unersetzlichem Wert übermitteln werden, die mit dem „Lerne gehorchen" einsetzt.

Wie das möglich ist? —

Nur dadurch, daß sie sich einer Religion zuwenden, die einmal die volle Wirklichkeit umfaßt, und die zweitens lehrt, diese Wirklichkeit zu meistern.

Nur der Buddhismus kann diese Aufgabe erfüllen, denn nur er umfaßt die volle Wirklichkeit. Und was ist diese volle Wirklichkeit?

Leben ist nicht da auf Grund einer transzendenten Kraft, eines Ich-Selbst, eines reinen Geistes oder einer ewigen Seele, Leben ist da auf Grund von Lebensdurst. Diesen Lebensdurst kann jeder in sich erleben als Wünsche, Triebe, Regungen, wie sie aufspringen und wieder vergehen. Diese triebhaften Regungen schlagen von neuem Wurzel, verfleischen sich zu neuer Geistform. Die Triebe sind das Lebengebärende, Lebenerhaltende, ruhelos von Existenz zu Existenz Treibende.

Dieses Wissen von der Wirklichkeit ist so erschütternd, daß die meisten Menschen sich entsetzt von der Lehre abwenden, wenn sie zum ersten Mal davon hören. Wenn sie dann aber vom Sturm des Lebens umhergeworfen ohne Halt, ohne Zuversicht zum zweiten oder dritten Mal die Lehre hören vom Leben als Leiden und vom Leiden, das aufhören kann, dann mag es wohl sein, daß eine tiefe Sehnsucht sie ergreift, endlich sich darum zu mühen, daß das Leiden zu Ende komme.

Mit der Einsicht in die restlose Triebhaftigkeit und damit restlose Vergänglichkeit des Lebens ist zugleich die Einsicht in die Aufhörbarkeit des Lebens mitgegeben. Wenn die Sucht aufhört, wenn Lust, Haß und Wahn hinschwinden, zum völligen Aufhören kommen, dann ist die Kraft gebrochen, die zu neuem Leben treibt. Dieses ist die Meisterung des Lebens, die Überwindung des Todes und aller Leiden, freilich auch die Überwindung aller Freuden im weltlichen Sinne und aller Lust; dieses ist das Verlöschen.

Der Weg zum Verlöschen ist ein sehr weiter für uns als lustgefesselte, lustverlorene Wesen. Doch das Ziel muß ins Auge gefaßt werden, wenn wir aus unserer trostlosen Lage herauskommen

llen. Unsagbarer Gewinn liegt bereits darin, daß der Lebens-
st als Hauserbauer überhaupt erkannt, und daß alle Kraft an
e Schwächung, Beherrschung, Überwindung gesetzt wird.

Wer sich so selber erkannt hat, der kennt auch andere. Er
ß, daß jedes Wesen sich selber seine Erlösung erarbeiten muß.
kann ihm nur der rechte Weg gewiesen werden, wie der Buddha
uns weist.

Als Kind ist der Mensch noch nicht fähig, das höchste Ziel,
endgültige Verlöschen ins Auge zu fassen und somit bewußt
seiner eigenen Befreiung zu arbeiten. Der indirekte Weg aber,
über ein gutes Kamma (ein gutes Wirken) führt, kann auch
dem Kinde mit glücklichem Erfolg beschritten werden. Ein
nales Kind ist fähig, das große Kammagesetz der Hauptsache
zu fassen, welches besagt, daß der Mensch das ernten muß,
er sät. Begehrliches, rücksichtsloses Handeln, gehässiges, grau-
es Tun, dünkelhaftes, anmaßendes Auftreten werden böse,
volle Folgen haben. Kinder, die sich so verhalten, liebt kein
isch, die Tiere fliehen sie, eine böse Zukunft harrt ihrer.
in aber ein Kind bescheiden und zufrieden ist, fleißig und
ig und voll Mitleid gegen alles, was alt, krank oder schwach
so werden Menschen und Tiere es lieb haben, und eine glück-
Zukunft harrt seiner.

Kinder und Erwachsene stehen unter demselben Gesetz der
antwortlichkeit für ihr Tun. Möchten wir das alle beherzigen
alle, die Kinder in ihrer Obhut haben, diese so lange in Zucht
nen, bis sie fähig werden, sich selber in Zucht zu halten.

L. v. M.

Jugenderziehung

Mein lieber junger Freund!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief, denn er hat mir Freude ge-
it. Nicht zuletzt danke ich aber auch Ihren Eltern, die so
zügig und tolerant gewesen sind, Ihnen zu erlauben, daß Sie
nach der Buddhalehre fragen durften.

Sie wünschen also zu wissen, was der Buddha gelehrt hat,
eit es Ihrem jungen Verständnis schon zugänglich ist. Wenn
nicht irre, sitzen Sie jetzt in der Prima und werden dort, wie
weiß, schon nicht mehr mit dem reinen christlichen Bibelwort

unterrichtet, sondern man erlaubt sich und Ihnen schon allerhand kritische Stellungnahme zu dieser heiligen Schrift und gibt Ihnen darüber hinaus kritische Schriften pro und contra in die Hand, ganz zu schweigen von der schulmäßigen Beschäftigung mit der Naturwissenschaft, die mit dem christlichen Glauben in Einklang gebracht werden muß, oder besser — wie Sie selbst bereits bemerkt haben — m i t d e r der Glaube in Einklang gebracht werden muß, und woraus sich dann bei „feststehenden, wissenschaftlichen Tatsachen" — ein veränderlicher, doch aber nur günstig sich verändernder Glaube, d. h. ein „veredelter, für den Denkenden annehmbarer Glauben" ergibt. Wie man Ihnen beibringt.

Lieber Freund, dieser auf Grund der Wissenschaft „veränderte" Glaube wäre kein Ruhmesblatt in der Geschichte der Religion. Die Religion muß das Höchste sein, was der Mensch hat, und wenn sie auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis sich zurechtweisen lassen muß, so gleicht sie einem Herrn, der von seinem Diener unterwiesen wird. Es ist einer Religion unwürdig, sich auch nur auf ihre Übereinstimmung mit der Wissenschaft zu berufen. Vielmehr sollte das Umgekehrte der Fall sein. Ob nun der Glaube veredelt wird, das mag dahingestellt bleiben. Glaube ist Glaube, und der Glaubensgegenstand (Gott) ist immer nur so groß, wie ein Gehirn ihn zu denken vermag, nie größer.

Damit ist gesagt, daß ein denkgeübter und wissenschaftlich gebildeter Mensch leicht einen Gott von weiterem Horizont beschreiben kann als ein Naiver. Aber am Wesen dieser Religion ändert das nicht grundlegend, prinzipiell, sondern nur formell. Die Grundlage ist und bleibt in beiden Fällen die Tatsache „Glaube", das heißt F i k t i o n , A n n a h m e , N i c h t w i s s e n.

Demgegenüber haben wir im Buddhismus überhaupt keinen Glauben. Der Gegenstand dieser Religion ist unser eigenes bewußtes Denken, nicht ein Transzendentes. Und die Wahrheiten des Buddha sind keine Lehrsätze, keine Axiome, keine Glaubenswahrheiten und Offenbarungen, sondern sie sind G e s t ä n d n i s s e , die das Denken vor sich selber ablegt. — Der Buddha braucht zwar nicht gerade dieses Wort, aber es scheint mir für Sie die beste Verdeutlichung dessen, was man bei uns „intuitives Denken" nennt. Wahrheit, Wahrhaftigkeit, Aufrichtigkeit und die wirklichen Tatsachen, wie sie gerade sind, „die Wirklichkeit", fallen hier im Denken über das eigene Bewußtsein zusammen. Wirklich wahr kann der Mensch immer nur sein, wenn er von seinem eigenen Denken ein Geständnis ablegt. Alle Beobachtungen

von Gegenständen und Vorgängen und die Berichte darüber sind Stückwerk, unvollkommen. Es kann so sein, es kann aber auch anders sein.

Wenn ein Mensch von sich weiß: jetzt habe ich einen begehrlichen Gedanken oder jetzt bin ich frei von Begehren, bin gehässig oder frei davon, bin unruhig oder ruhig, bin gesammelt oder zerstreut, hege Hochmut oder nicht, bin nachlässig oder angespannt, zweifle oder hege Vertrauen usw. usw., so ist das, was er von sich weiß und sich gesteht, die Wahrheit. Und wenn weiterhin ein Mensch an sich selber die Erfahrung macht: häufiges Denken in der und der Richtung ist eine Übung für mich in eben dieser Richtung, es ist gut oder schädlich für mich je nach seinem Inhalt, dann ist das ein wahres Erlebnis.

Glauben Sie ja nicht, daß diese Wahrheiten leicht zu finden sind. Es gibt unzählig viele Menschen, die in ihrem ganzen Leben nicht zu der Erkenntnis kommen können, daß z. B. ihre werktätige Nächstenliebe, — die ja auch Sie für „das Gute" halten müssen, Ihrer ganzen bisherigen Erziehung und Beeinflussung nach —, nichts anderes ist als ein Nachgeben dem eigenen Hang gegenüber, ein Fröhnen der eigenen Neigung. Der ganze heutige Altruismus, alles, was der Gläubige „gut" nennt, ist eine etwas „veredelte" Selbstsucht; aber diese Veredelung geht leicht auf Kosten Fernstehender und kann ungemein teuer zu stehen kommen.

Wenn ich in edler Nächstenliebe einem armen Kranken eine gebratene Taube schenke, so hat das Tierchen diese meine Liebe mit dem Leben bezahlen müssen. —

Sie sind reif genug, junger Freund, um sich Beispiele aus dem Leben herleiten zu können, bei denen es nicht beim Tiertöten bleibt, sondern Menschen die Opfer sind.

Sie sind reif genug, um jetzt auch einzusehen, daß, wer solche Nächstenliebe ausübt, keinen Anlaß hat, sich „gut" zu nennen, selbst dann nicht, wenn er Mühe und Arbeit von seiner Tat hat ohne Lohn. Was man gern tut, ist immer bezahlt.

Wir wollen damit niemandem den Altruismus verbieten. Wir wissen, daß er menschlich die höhere Lebensform im Vergleich zum krassen Egoismus darstellt, aber wir wollen auch nicht, daß der Mensch sich so viel selbst betrügt, den Altruismus „Selbstlosigkeit" zu nennen und dann, in seinem Dienst das absolut Gute sehend, nicht mehr versucht, darüber hinaus zu wachsen.

Dies ist nur ein Beispiel für die Möglichkeit, dem Irrtum zu verfallen, sich selber zu betrügen und der Wahrheit fern zu bleiben.

Behalten Sie als erste Belehrung vorläufig nichts in Ihrem Denken als die Mahnung, unbestechliche Selbstprüfung zu üben und zu beobachten, welche Denkbahnen einen besseren, welche einen schlechteren Geist schaffen. Geist ist nichts als das jeweilige Endergebnis der ganzen bisherigen Denkarbeit.

Nun machen Sie noch die Bemerkung, daß Ihnen augenblicklich die Beschäftigung mit solchen religiösen Fragen viel näher läge, als die sehr viel notwendigeren Überlegungen der Berufswahl.

So gebe ich Ihnen den Rat: Tun Sie das Zweite unter dem Gesichtswinkel des ersteren. Bedenken Sie bei der Überschau der in Frage kommenden Berufe einmal, welche unter ihnen dem Denken, der inneren Wahrheit am meisten förderlich oder doch wenigstens am wenigsten hinderlich sind!

Wir können z. Z. hier nicht buddhistische Mönche werden und unsere Weiterarbeit an uns selber zum Lebensberuf machen. Ihre Kindespflichten, junger Freund, die zu übernehmen Ihnen und uns allen heute selbstverständlich erscheinen, verbieten Ihnen allein schon den Weg zu Indiens Klöstern. (Ich sehe dabei noch ganz davon ab, ob Sie die Vorbedingungen und den Willen in sich tragen, ein Klosterleben auf sich zu nehmen.)

Die erste Frage bei der Berufswahl pflegt die nach der Begabung zu sein. Nun möchte ich Sie aber warnen! Zuerst sollte ein Mensch doch vom religiös-weltanschaulichen Standpunkt nach dem Wert seiner Begabung fragen. Es gibt doch sehr gefährliche Begabungen, die dem Besitzer verhängnisvoll werden. Bedenken Sie nur einmal, wenn eine Begabung zugleich auch eine Leidenschaft ist!

Bedenken Sie weiter, ob eine Begabung nicht auch objektive Schäden zeigen kann — nicht nur für den Besitzer selbst, wie die Leidenschaft —, sondern auch für die Welt, in der er lebt.

Die Kunst ist oft eine Begabung voller Leidenschaft. Und die Technik heutiger Zeit ein Verhängnis für alle Welt. Verstehen Sie das?

Wenn jemand weiß, es ist eine Leidenschaft in ihm, so soll er sie nicht zu seinem Herrn werden lassen, sondern sie abweisen. Das wird der Klarheit seines Denkens wohl tun. Wenn jemand weiß, er könnte durch seine Begabung ein Dynamit mit vielfacher Sprengkraft oder eine Maschine, die aus Steinen Brot macht, er-

finden, dann soll er zum Heile der Menschheit seine Begabung — für sich behalten.

Hätte Alfred Nobél seine technische Begabung weniger ausgenutzt, dann hätte die Welt heute kein Dynamit und keinen Nobelpreis, aber sie hätte eine edle Tat des freiwilligen Lassens, des Friedens, der allein jenes Nobelpreises wert ist, der jetzt hier so vielen Taten der Friedlosigkeit gezahlt wird.

Die Technik — so sehen Sie, mein junger Freund — ist ein zweischneidiges Schwert. Sie wollen einmal überlegen, ob Technik die Welt glücklicher macht!

Dann bedenken Sie die Berufe der vier Fakultäten. Können Sie als warmer Freund der Menschen Richter oder Rechtsanwalt sein? Was ist Recht? Hat nicht das Recht ein so verschiedenes Aussehen wie der geistige Horizont dessen, der jedesmal darüber nachdenkt? Zu wie wenig Prozessen vor Gericht würde es wohl kommen, wenn das Recht eine eindeutige Sache wäre, die jedermann nur so hinnehmen und auf sich anzuwenden brauchte. So aber tut der Richter — wie auch immer er entscheiden mag — einem von beiden Klagenden ein Leid an; nie weiß er, ob er recht tut. Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, daß der Volksmund vom Gewinnen oder Verlieren eines Prozesses spricht und nicht vom Erwerb seines Rechtes! Die Jurisprudenz ist ein glänzendes Gedankenspiel und verlockt bei jedem Prozeß aufs neue und nimmt den Geist immer wieder gefangen mit ihren Kniffllichkeiten — denn kaum ein einziger „Fall" ist „einfach" und „klar". Aber bei diesem Spiel sind Menschenschicksale und Menschengesundheiten die Spielsteine. Das Interessante für den Juristen wird mit Menschenblut bezahlt. Ich habe einen Rechtsanwalt gekannt, der aus diesem Grunde sein Amt ganz auf sein Notariat beschränkte. Er konnte die Schrecklichkeiten des Gerichts nicht mehr ertragen. Ein anderer Anwalt klagte mir ähnliches.

Die Theologie als Beruf brauche ich Ihnen gegenüber wohl nicht zu erwähnen.

Die verschiedenen Fächer der Philosophie und der Naturwissenschaften werden für uns Buddhisten erst dort erträglich, wo sie nicht mehr ein Bekenntnis zu einer Philosophie verlangen und unserer Überzeugung keinen Zwang mehr auferlegen. Der Praktiker, der Philologe als Menschenerzieher, als Lehrer kann Befriedigung finden. Er sollte vor allem diese Eigenschaften haben:

gedankliche Klarheit, das Vermögen, sich anderen klar mitteilen zu können, andere zu verstehen und Mitleid.

Am glücklichsten ist vielleicht ein begabter Arzt, der Leiden zu mildern bestrebt ist. Auch ihm muß in hohem Maße Verständnis für andere eigen sein, Nachdenken und Mitleid.

Sollten Sie noch auf den Gedanken kommen, sich dem Handel zuzuwenden, so muß auch dieses Gebiet einmal von der religiösen und moralischen Seite gestreift werden. Der Handel hat von jeher in keinem sehr guten Rufe gestanden. (Denken Sie an die alten Römer!) Den Erwerb nennt der Händler „Gewinn“. Seine Größe bemißt sich nicht regelrecht nach geleisteter Arbeit. Und das ist seine Gefahr für das moralische Denken. Seine letzten und übelsten Auswüchse sind die Spekulationen an der Börse. Der angestellte Kaufmann, soweit immer ich seine Bekanntschaft gemacht habe, kann entweder nur ein kleiner Geist sein, oder er ist immer unzufrieden in der Sklaverei seiner Tätigkeit.

Dann befriedigt jedes Handwerk, praktisch ausgeübt, besser.

Wie denken Sie über die Landwirtschaft? Fühlen Sie noch (obgleich Städter) eine Verbundenheit mit Erde und Himmel, Pflanze und Tier, die Ihnen die Schwere dieses Berufes erträglich machen würde? Soviel ich weiß, hat Ihr Vater eine ausgesprochene Ader in dieser Richtung. Er steht mit allem Lebendigen in seiner Umgebung in einer Verbundenheit, die mich an ihm immer ganz besonders interessiert und erfreut hat. Er ist ein Naturmensch in des Wortes natürlichster Bedeutung. Er erwies sich mir einmal als ein natürliches Barometer — nicht als Schätzer künftiger Witterung, sondern als Organismus mit Empfindung für den Gehalt der Luft. Er redet nicht zu den Tieren, sondern mit ihnen, er „begießt“ nicht Pflanzen, sondern „füttert“ sie, bringt sie zu Bett und nimmt sie wieder hoch, wenn die Zeit da ist. Er sieht, ob nebeneinanderstehende Pflanzen Freundschaft geschlossen haben oder nicht und berücksichtigt dies in seiner Behandlung. Er liegt dem Erdboden seines Gartens auf der Lauer, weiß, was dieser „will“ und „kann“. Gehen Sie in sich und fragen Sie sich, ob Sie sind wie Ihr Vater!

Mehr will ich Ihnen heute über die Wahl des vermutlich für Sie in Frage kommenden Berufes nicht schreiben. Nur noch auf einiges Allgemeine möchte ich Sie aufmerksam machen:

Auch der Buddha erkannte Berufe, die man nicht ergreifen sollte. Den sehr viel einfacheren Lebensverhältnissen entsprechend

aber gab es für ihn nur wenige, die unmittelbar oder mittelbar mit dem Töten zu tun haben, wie Schlachter und Fischer.

Wenn es Ihnen, guter Freund, nicht gelingt, den Gedanken Ihrer Überzeugung in Ihren Beruf hineinzuflechten, dann halten Sie sich doch immer einen Feierabend frei für Ihr Innenleben. Wählen Sie keinen Beruf, der Sie ganz erfaßt. Es ist nicht viel zu halten von Menschen, die in ihrem Berufe „aufgehen", und wäre er noch so wichtig. Man muß immer noch Zeit haben, um das eigene Denken dabei reinigen und pflegen zu können.

Das nächste Mal schreibe ich Ihnen über den Buddhismus ein weiteres Stückchen. Doch antworten Sie erst, ob Sie mich verstanden haben.

Meinen Gruß!

Cetanophil.

(Gelegentlich folgen Fortsetzungen.)

M. L.

Einiges über den Syllogismus

In der Zeitschrift „Der Buddhaweg und wir Buddhisten" Nr. 5 von 1932 schreibt Fritz Würffel über den „Großen Syllogismus" Dr. Grimm's in der Absicht, ihn zu widerlegen. Wir halten es für das Allerwichtigste, daß jeder Suchende sich über die Unvereinbarkeit der Buddhalehre mit dem „Großen Syllogismus" Dr. Grimm's klar wird, und begrüßen daher die Arbeit als einen Schritt zur eigenen Klärung des Verfassers. Ob er mit dieser Darlegung den Großen Syllogismus widerlegt hat, ist freilich eine andere Frage. Wir wollen diese Frage hier kurz betrachten.

Würffels Ausführungen schließen mit der Aufstellung eines „andern Syllogismus", den er dem „Großen Syllogismus" Grimm's gegenüberstellt. Wir setzen hier beide nebeneinander:

Der Große Syllogismus.

Was ich entstehen und infolge dieser seiner Veränderlichkeit mir Leiden bringen sehe, das kann nicht mein Ich sein. Nun sehe ich alles Erkennbare an mir und um mich entstehen und vergehen und infolge dieser seiner

Der andere Syllogismus.

Ein weder Zeitliches noch Ewiges, ein weder Vergängliches noch Beharrendes ist transzendent, wodurch alle aus der Erfahrungswelt bekannten Qualitäten, wie Wirken und Wollen, ja selbst das Erkennen sich auf-

Vergänglichkeit mir Leiden bringen. Also ist nichts Erkennbares als mein Ich (besser wohl: also ist alles Erkennbare nicht mein Ich).

heben, somit auch das Zustandekommen jeglicher Akzidenz.

Nun ist unsere Persönlichkeit, unser Selbst, unser Ich, „das Ganze", wirkend, wollend, vergänglich, akzidentell, leidvoll.

Somit kann unserer wirkenden, wollenden, vergänglichen, akzidentellen, leidvollen Lebensform kein eigentlicher, transzendenter Wesenskern zugrunde liegen.

Wer wird damit nicht an Kants „Antinomien" erinnert, in denen dieser darstellt, wie je nach der Voraussetzung einmal der positive, das andere Mal der negative Standpunkt als der einzig mögliche sich als logischer Schluß ergibt. Zum Beispiel „Die Welt hat einen Anfang in der Zeit und ist dem Raum nach auch in Grenzen eingeschlossen" — „die Welt hat keinen Anfang und keine Grenzen im Raume, sondern ist, sowohl in Ansehung der Zeit als des Raumes, unendlich" (Kant, Kritik der reinen Vernunft, „Die Antinomien der reinen Vernunft, erster Widerstreit der transzendentalen Ideen").

Man kann auch den „Widerstreit" unserer beiden Syllogismen in die Form bringen, die Kant anwendet, indem man das Gegenteil der Behauptung als wahr annimmt und dessen Unmöglichkeit dartut. Der Widerstreit würde dann folgende Form annehmen:

Thesis.

Es gibt ein wahres Ich (Selbst). Dieses ist transzendent; alles Erkennbare aber ist nicht mein Ich.

Beweis:

Nehmen wir an, es gäbe kein wahres Ich und das Leben würde im sinnlich und geistig Erkennbaren aufgehen. Damit würde das erkennende Subjekt Ich identisch werden mit den als Objekt ihm gegenüberstehenden Lebensfunktionen, die als das ununterbrochene Spiel der Veränderlichkeit an ihm vorüberziehen. Das ist unmöglich, denn es widerspricht dem Grundsatz der Logik: dem Satz vom Widerspruch (kein Ding kann zugleich sein Gegenteil sein); die veränderlichen Lebensvorgänge können nicht zugleich der Beobachter dieser Vorgänge sein. Die Annahme erweist

sich also als falsch und das Vorhandensein eines außerhalb der Vergänglichkeiten stehenden, wahren Ich als notwendig. Da aber alles Erkennbare nicht mein Ich ist, so ist dieses transzendent.

Antithesis:

Es gibt kein wahres Ich als Transzendentes. Das Leben geht völlig auf im sinnlich und geistig Erkennbaren.

Beweis:

Wenn wir annehmen, daß es ein wahres Ich als Transzendentes gäbe und das Leben außer den körperlichen und geistigen Lebensfunktionen noch etwas darüber hinaus enthielte, so würde daraus folgen, daß dieses Transzendente als „Absolutes", d. h. Losgelöstes ohne irgendeine Beziehung zu den stets veränderlichen Lebensfunktionen sein müßte. Man könnte es weder „zeitlich" noch „ewig", weder „veränderlich" noch „beständig" nennen, weil alle diese Begriffe schon Beschränkungen des Absoluten und geistige Beziehungen zu ihm bedeuten und damit die Absolutheit des wahren Ich zerstören würden. Auch der Glaube an das Transzendente würde schon seinen Charakter als solches zerstören. Nun besteht aber unser ganzes Leben nur aus körperlichen und geistigen Beziehungen, die als solche vergänglich und leidvoll sind. Daher ist die Annahme eines transzendenten Ich ein Widerspruch in sich selbst und unmöglich, die Behauptung des Gegenteils also richtig. —

Es ist nun außerordentlich wichtig, sich grundsätzlich über den Wert des logischen Schlusses als Erkenntnismittel klar zu werden. Das bekannte klassische Beispiel für den Syllogismus lautet:

(Obersatz:) Alle Menschen sind sterblich.

(Untersatz:) Cajus ist ein Mensch.

(Folgerung:) Also ist Cajus sterblich.

Der Obersatz enthält die allgemeine Regel, der Untersatz setzt einen dritten Begriff als Sonderfall zu einem der beiden im Obersatz enthaltenen Begriffe in Beziehung, woraus sich die Folgerung ergibt, daß für diesen Sonderfall auch der andere Begriff des Obersatzes gilt. Der Syllogismus ist also nur eine besondere Form des allgemeinen Grundsatzes der Mathematik: „Sind zwei Größen einer dritten gleich, so sind sie auch untereinander gleich", oder in der Formel ausgedrückt:

$$\begin{array}{c} a = b \\ b = c \\ \hline a = c. \end{array}$$

Betrachten wir aber genau, was wir mit dieser Schlußfolgerung eigentlich für eine Erkenntnis schaffen, so sehen wir, daß der ganze Syllogismus im Grunde eine bloße Spiegelfechterei ist, oder etwas milder gesagt: eine Eselsbrücke. Um zu erkennen oder zu „beweisen", daß Cajus sterben muß, brauche ich nicht erst den umständlichen Apparat des Syllogismus in Bewegung zu setzen.

Die ganze pompöse Aufmachung der Logik ist letzten Endes nur eine Verbrämung des Nichtwissens von der Wirklichkeit. Man wird einwenden: Aber die Mathematik fördert doch tatsächlich auf dem Wege der Logik neue Erkenntnisse zutage. Das ist jedoch nur unter dem Vorbehalt richtig, daß wir die Voraussetzung der Mathematik als richtig anerkennen: die Grundsätze, deren erster und wichtigster lautet: Jede Größe ist sich selber gleich. Und selbst unter dieser Voraussetzung ist zu bedenken, daß die tieferen und befruchtenden Gedanken auch in der Mathematik nicht das bloße Ergebnis von Schlußfolgerungen sind, sondern unmittelbar aufleuchtende Ideen, sogenannte Intuitionen (d. h. unmittelbare Anschauungen). Nun muß dieses unmittelbare innere Aufleuchten oder Klarwerden zwar auch bei dem Wege über die Schlußfolgerung stattfinden. Da es den meisten Menschen an der zur unmittelbaren Erkenntnis nötigen „Genialität", schöpferischen Unmittelbarkeit oder Einfachheit, oder wie man es sonst nennen will, fehlt, und selbst die Genies nicht ununterbrochen solche sind, so ist logisches Denken oft geradezu eine Nahrung (wenn auch nicht notwendig die Nahrung) für das Zustandekommen des inneren Aufleuchtens. Insofern könnte man sagen, daß selbst zum Verständnis eines so einfachen Satzes wie $2 \times 2 = 4$ eine Intuition erforderlich ist, denn ohne das innere Klarwerden ist der Satz tot. Aber mit Intuition bezeichnen wir gewöhnlich gerade das Aufspringen von Ideen und Erkenntnissen, das sich unabhängig vom sogenannten diskursiven, logischen Denken vollzieht.

Die Grundgedanken zu allen Kunstwerken, technischen Erfindungen, philosophischen Systemen, Heilverfahren usw. sind intuitiv entstanden. Das heißt nicht etwa, daß sie ohne Vorbedingungen entstanden sind, sondern nur, daß wir die Vorbedingungen nicht oder doch nur teilweise zurückverfolgen können.

Aber wie überall in der Wirklichkeit gibt es auch Unterschiede in der Tiefe der Intuition. Je tiefer eine Erkenntnis geht, um so weniger läßt sie sich vom begrifflichen Denken umgreifen, und zwar deshalb, weil das begriffliche Denken nur eine der Formen ist, unter denen der Lebensvorgang sich abspielt. Dieser ist durch und durch Wachstum und umfaßt außer dem begrifflichen Denken noch die körperlichen Funktionen, die Gefühle (wie wir meist sagen: Empfindungen), die Wahrnehmungen und das Bewußtsein (als das Wissen von diesem allen und von sich selber als Vorgängen). Der ganze Vorgang des Lebens sind die fünf Greifegruppen, von denen das begriffliche Denken nur die eine ist.

Die logische Schlußfolgerung hat insoweit einen Wert, als sie eine begriffliche Auseinanderbreitung dessen bedeutet, was schon vorher als Standpunkt oder Einsicht vorhanden war. Ebenso wie auch eine bildliche Darstellung als Illustration für das Verständnis des gesprochenen Wortes ihren Wert hat. Aber das gilt nur, wenn die Voraussetzung richtig ist. Entspricht die Voraussetzung nicht der Wirklichkeit, so können auch die schärfsten Schlußfolgerungen keine richtige Erkenntnis schaffen.

Die Voraussetzung ist aber in allem geistigen Leben der Menschheit, wie Dr. Dahlke immer und immer wieder gezeigt hat, falsch, mit der einzigen Ausnahme des Buddhismus. Nicht nur die Mathematik, sondern alles geistige und praktische Leben arbeitet mit der Annahme von Identitäten, von Dingen, die sich selber gleich sein sollen. Jeder Begriff ist der Versuch, aus dem ununterbrochen im Flusse befindlichen Spiel der Veränderlichkeiten feste Umgrenzungen herauszuschneiden und mit ihnen als „Definitionen", d. h. eben Umgrenzungen, zu arbeiten. Das ist aber deshalb eine Unmöglichkeit, weil es im Weltgeschehen nichts gibt als restlose Veränderlichkeiten, wobei die Begriffe nichts anderes sind als Begriffsbildungen, Vorgänge, die selber zu diesem Spiel der Veränderlichkeiten gehören. Jeder Versuch, mit logischen Schlüssen der Wirklichkeit auf die Spur zu kommen, muß deshalb mißlingen, weil der logische Schluß Identitäten voraussetzt, die in Wirklichkeit nicht zu finden sind.

Nun zeigt zwar die praktische Erfahrung, daß man mit der Voraussetzung von Identitäten sehr wohl brauchbare Ergebnisse für das Leben hervorbringen kann. Aber diese Ergebnisse (z. B. der Mathematik, Physik, Technik usw.) sind nur vorübergehend brauchbar und müssen von Zeit zu Zeit durch neue ersetzt werden. Sie sind Anpassungsversuche an das Spiel der restlosen Veränder-

lichkeit. Das ist selbst im täglichen Leben so, wo wir uns ständig so verhalten, als ob es Identitäten gäbe, und wo wir diese scheinbaren Identitäten mit Begriffen zu fassen glauben. Wenn eine Hausfrau z. B. „Mehl", „Fett", „Zucker" usw. zusammenrührt und wir das Ergebnis dieses Tuns als „Kuchen" zu uns nehmen, so hat sie scheinbar Identitäten verarbeitet, wie wir scheinbar die Identität Kuchen essen. In Wirklichkeit aber ist alles, was sich hier vollzieht, ein ununterbrochener Vorgang, Wachstum, dem im Grunde jede Möglichkeit zur Identifizierung fehlt. Wenn das Verhalten der Hausfrau das Ergebnis Kuchen hervorbringt, so liegt das daran, daß Lebenserfahrung und instinktiver Wirklichkeitssinn ihr dazu verhelfen. Hätte sie etwa Mehl, Butter und Zucker jahrelang liegen lassen in der Erwartung, daß sie als „Identitäten" auch noch später in der gleichen Weise zu verwenden sein würden, so wäre sie sehr enttäuscht worden.

Wo es aber nicht um bloße Anpassungsversuche geht, sondern um die Erkenntnis der Wirklichkeit selber in ihrer Tiefe, da muß die Voraussetzung von Identitäten zu Widersprüchen führen, wie sie das geistige Leben der Menschheit zeigt.

So ist es auch mit unseren beiden Syllogismen hier. Der „Große Syllogismus" Dr. Grimms setzt die Identität eines Ich voraus, und zwar auch dann, wenn der Schöpfer dieses Syllogismus das bestreitet. Der „andere Syllogismus" aber leugnet nur das Vorhandensein eines solchen mit sich selber identischen, transzendenten Ich, indem er dieses Nichtvorhandensein schon voraussetzt. Die bloße Leugnung genügt aber nicht, sie ist als Verneinung eine ebenso begriffliche Festlegung wie die Bejahung. Entspricht die bejahende Form des „Großen S." der Ewigkeitslehre (sassatavāda), so entspricht die verneinende Form des „andern S." der Vernichtungslehre (ucchedavāda). Dabei hat es nichts zu sagen, daß G. den Begriff der „Ewigkeit" als solchen zur Bezeichnung des „wahren Ich" für nicht geeignet hält und ablehnt; das gehört vielmehr mit zu den Widersprüchen des ganzen Verfahrens.

Beides aber ist nicht das, was der Buddha lehrt. Der Buddha hat zwar in aller Deutlichkeit gezeigt, daß der Lebensvorgang Ich restlos im Spiel der Veränderlichkeit aufgeht und keinen ewigen Kern, in welch versteckter Form immer, enthält, aber er hat das Vorhandensein eines solchen ewigen Kerns nicht schlechthin verneint oder geleugnet. Beides, Bejahung wie Verneinung, wäre ein „Standpunkt" gewesen, während doch die Wirklichkeit

in ihrem ununterbrochenen Spiel des Wachstums, der Veränderlichkeit keine Möglichkeit für einen irgendwie beschaffenen Standpunkt übrig läßt, der als solcher Sicherheit böte vor diesem Spiel. Der bejahende Standpunkt würde bedeuten, daß der ewige Kern des Lebens unabhängig von den wahrnehmbaren Lebensfunktionen bestehen bliebe, daß er vom Tode überhaupt nicht betroffen würde; der verneinende Standpunkt würde bedeuten, daß der Lebensprozeß in den wahrnehmbaren Lebensfunktionen restlos aufginge, und daß mit dem Zerfall des Körpers auch der Lebensprozeß überhaupt aufhörte. Beides entspricht nicht der Wirklichkeit. Das Leben ist mehr als die bloße Lebensfunktion der Sinnesorgane. Aber dieses Mehr ist kein Transzendentes, Ewiges, sondern es ist der L e b e n s d u r s t, der sich aus den von früheren Durstregungen geschaffenen Vorbedingungen, der „Geistform" immer wieder bildet. Und erst mit dem Aufhören des Durstes, in dem „Wirken, das zum Aufhören alles Wirkens führt", ergibt sich der Zustand völliger Suchtfreiheit, der dann freilich auch die letzte Phase im anfangslosen Lebensspiel bedeutet.

Was der Buddha zeigt, ist nicht ein Syllogismus in positiver oder negativer Form, sondern ein Lehranstoß zum Nachleben. Ob der Lebensvorgang einen ewigen Kern, ein „Selbst" im transzendenten Sinne enthält oder nicht, das läßt sich durch logische Schlüsse weder beweisen noch widerlegen. Es läßt sich nur dies zeigen, daß jeder Versuch des logischen Beweises zum Widerspruch in sich selber führt, und damit erweist sich, daß die Voraussetzung in jedem Falle falsch war.

Der Fehler des Großen Syllogismus liegt nicht in der Form und wird nicht behoben durch einen andern, entgegengesetzten Syllogismus, sondern der Fehler besteht in der Methode, in der Unfähigkeit der Logik, von sich aus der Wirklichkeit auf die Spur zu kommen. Deshalb ist es auch unmöglich, den Großen S. zu widerlegen; denn jeder Versuch zur Widerlegung müßte mit den gleichen Mitteln arbeiten wie er, d. h. mit der Voraussetzung von Identitäten, auf die alle Logik sich stützt. Jeder derartige Versuch gleicht dem Versuch, eine störende Wand dadurch zu beseitigen, daß ich ihr statt eines dunklen einen hellen Anstrich gebe.

Wohl aber läßt es sich unmittelbar erleben, daß der Lebensvorgang restlos im Spiel der Vergänglichkeit, im Spiel der fünf Greifegruppen aufgeht, dadurch, daß man den Weg, den der Buddha zeigt, durchzuführen sucht, den Edlen Achtpfad, der ein geist-körperliches Wachstum in der Richtung des Freiwerdens vom

Lebensdurst bedeutet, und auf dem W i s s e n u n d W a n d e l in gegenseitiger Abhängigkeit stehen. Auf diesem Wege wird es allmählich immer klarer, daß die Wirklichkeit nur Wirken ist und weiter nichts, und daß es ein Aufhören dieses Wirkens gibt. Es wird allmählich immer klarer, daß der Lebensvorgang sich seit Anfangslosigkeit durch immer wieder neu aufspringenden Trieb unterhalten hat, und daß der Trieb in dem Maße schwindet, wie der Lebensvorgang sich verbewußtet, wie sich aus dem anfangslosen Nichtwissen allmählich das wirkliche Wissen von sich selber entwickelt. Das bedeutet, um bei unserem Vergleich zu bleiben, keinen neuen Anstrich, sondern es bedeutet, daß ich die Wand Stück für Stück abtrage.

Diese Entwicklung ist kein „absoluter Gegensatz" zur „zweckhaften Gebundenheit", wie Würffel sagt. Die Wirklichkeit kennt keine Gegensätze, wie sie keine Identitäten kennt, sondern nur Wachstumsunterschiede. Vom dumpfen, triebhaften Greifen zum völlig triebfreien Nichtmehrgreifen führt eine ununterbrochene Entwicklung, die freilich vom ersten Einsatz bis zum vollen Ziel einen unabsehbaren Zeitraum braucht. Das müssen wir uns einerseits als Warnung dienen lassen, nicht müde zu werden in unserer Arbeit an uns selber, anderseits aber auch zum Trost, wenn der Erfolg nicht immer mit unseren Erwartungen übereinstimmt. „Anfangsloser Trieb ist schwer zu überwinden", sagte Dr. Dahlke. Aber mit Zähigkeit und Ausdauer ist uns das Ziel gewiß.

Verehrung dem Lehrer! K. F.

Zum Todestag Goethes

(Uposatha 22. März 1932)

Der heutige Uposatha-Tag fällt zusammen mit dem Todestag Goethes, der heute zum 100. Male wiederkehrt. Da liegt es sehr nahe zu betrachten, welche Beziehung zwischen Goethe und dem Buddhismus besteht.

Buddha und Goethe! Kann man sich wohl größere Gegensätze denken? Der Buddha, der als Fürstensohn das reiche Vaterhaus und seine Familie aufgibt, um in der Einsamkeit unter schwersten Entbehrungen und inneren Kämpfen die Wahrheit, die Wurzel der Wirklichkeit zu suchen. Nachdem das Ziel in der Nacht von Uruvela erreicht ist, ein Leben strenger Selbstzucht und Selbstvertiefung, zwar fern von grausamer Selbstmarterung,

selbstzerfleischender Askese, aber auch fern von den Genüssen des Lebens, die der Bezwinger von Geburt, Altern, Krankheit und Sterben als ewig unbefriedigend und zu immer neuem Leiden führend erkannt hat. Ein Leben, das nur noch der letzte große und reine Ausklang früheren Wirkens vor dem Zerfall des letzten Leibes ist, ein letzter strahlender Abendsonnenglanz nach den Stürmen anfangslosen Lebens und Leidens, und das nur noch die eine Aufgabe erkennt: den leidenden Wesen, den Menschen die selbsterkannte Wahrheit zu zeigen — wenn sie bereit sind, diese Wahrheit anzunehmen. Der Buddha als der Kenner der Wirklichkeit und Führer zur letzten Wahrheit.

Und daneben der Weltmann Goethe, der „Dichterfürst", der „Wirkliche Geheime Rat" und Freund des Weimarer Großherzogs, der geniale Forscher auf zahlreichen Gebieten des geistigen Lebens, der Lebenskünstler und -genießer, dessen Stellung zum Leben sich in dem Wort des Türmers Lynkeus im Faust kennzeichnet:

„Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei, wie es wolle,
Es war doch so schön."

Goethe hat den Buddhismus nicht gekannt. Die Forschungen der westlichen Philologen reichten damals noch nicht so weit. Aber wenn wir uns vorstellen, er hätte ihn gekannt — welche Stellung hätte er wohl dazu eingenommen?

Ich bin überzeugt, daß er die Größe und Wucht buddhistischer Einsicht wohl gewittert haben würde. Vielleicht hätte er auch die buddhistischen Texte in seiner unerschöpflichen Phantasie und dichterischen Gestaltungskraft mitverarbeitet, ähnlich wie er ja auch aus der ihm bekannten orientalischen Literatur Nahrung für seine Poesie zog. Wir brauchen nur an das Gedicht vom Gott und der Bajadere zu denken, das einen indisch-brahmanistischen Gegenstand behandelt. Bezeichnenderweise war es gerade die Zeit der deutschen Befreiungskriege, als Goethe, vom kriegerischen Treiben der Umgebung abgestoßen oder unbefriedigt, seinen Blick suchend nach dem Osten wandte und durch eine Übersetzung der Gedichte des persischen Lyrikers Hafis zu seinem „West-Östlichen Divan" angeregt wurde. (Er begann damals sogar sich mit orientalischen Sprachen zu beschäftigen.) In diesem Werk findet sich der bekannte Vers, der die „Persönlichkeit" verherrlicht:

„Volk und Knecht und Überwinder,
Sie gestehn zu jeder Zeit,
Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit."

Goethe würde die Größe und Macht der Buddhalehre wohl gewittert haben— sie zu erfassen und ihr nachzuleben, dazu wäre er nicht imstande gewesen. Daß die von ihm gepriesene Persönlichkeit nur ein Spiel des Ergreifens in fünffacher Form sei, das aus Nichtwissen und Lebensdurst sich seit Anfangslosigkeit immer wieder zu Geburt, Altern und Sterben selbsttätig formt, und dessen letzte Aufgabe im Zuruhekommen des Lebensdurstes und damit seiner selbst liege, das zu verstehen, wäre einem Goethe schwerlich möglich gewesen.

Aber es würde doch allzueng gedacht sein, wollten wir damit die Bedeutung einer so außerordentlichen, weitblickenden und universellen Persönlichkeit für uns schlechthin leugnen. Welcher denkende Mensch kann sich dem Einfluß dieses Mannes entziehen? Hat nicht jeder wenigstens vorübergehend aus dem geistigen Niederschlag dieses überreichen Lebens, aus seinen Dichtungen oder Romanen, Schilderungen, Forschungen und Betrachtungen, Gedanken, Briefen oder Gesprächen geistige Nahrung gezogen? Aber es wird von den Anlagen und Fähigkeiten des einzelnen abhängen, in welcher Richtung dieser Einfluß von Goethes Gestalt geht; ob mehr die dichterisch-künstlerische Kraft, die genialen Blicke in die Natur oder die überlegene Lebensklugheit und -erfahrung, ob mehr die genießerische Lebensfreude oder die Kraft zu Resignation und Verzicht es ist, was auf ihn den größeren Eindruck macht. Die unübersehbare Fülle eines Lebens von 83 Jahren, das in jedem Augenblick mit möglichst voller Stärke nach allen Richtungen hin sich selbst auslebte, bringt es mit sich, daß bei Goethe jeder auf seine Kosten kommt, und von seinem Werk gilt das, was er in einem seiner Sprüche sagt: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen" in reichlichem Maße.

Für uns Buddhisten ist es vor allem die innere Entwicklung, dieses Mannes, die wir ins Auge fassen und das ganz außerordentliche Maß des Weitblicks und der geistigen Überlegenheit, das Goethe im Verlauf seines langen und erlebnisreichen Daseins erlangte.

Die Persönlichkeit eines Goethe ist sicherlich einer der ganz seltenen Höhepunkte menschlichen Lebens, eine Möglichkeit der Lebensfülle, über die hinaus es schwerlich geht. Aber auch dieses

Leben unterlag dem Grundgesetz alles Daseins: dem Gesetz des Wirkens, das von einem Dasein zum andern führt je nach der Richtung, die es sich selber gibt.

Das Leben, das heute von 100 Jahren seinen Abschluß fand, war nur ein einziges Glied in einer anfangslosen Kette von Daseinsformen, das, wie immer, als individuelle Ichkraft durch sein eigenes Wirken sich sein Schicksal schuf unter Verarbeitung der in den äußeren Umständen gegebenen Möglichkeiten. Aber man kann wohl sagen, daß Goethes Leben in einzigartiger Weise illustriert, „wie sich Verdienst und Glück verketten". Anpassungsfähigkeit in äußeren, ihm unwichtig erscheinenden Dingen und Festigkeit in dem, was ihm für seine innere Entwicklung notwendig erschien, setzten ihn instand, die günstigen äußeren Umstände auszunutzen und ungünstige, wenn sie nicht zu meiden waren, zu relativ günstigen zu machen. —

Man erlebt es immer wieder, wie engstirnige Geister diese überlegene Gestalt für ihre beschränkten Interessen als Zeugen und Mitkämpfer in Anspruch nehmen. Als Buddhisten behaupten wir, den weitest möglichen Gesichtskreis zu haben und wollen deshalb nicht in diesen Fehler verfallen. Es wäre sinnlos, Goethe für den Buddhismus in Anspruch zu nehmen. Aber damit ist noch nicht gesagt, daß zwischen der Lehre des Buddha und Goethe ein Gegensatz besteht. Die Wirklichkeit hat keine Gegensätze, sondern nur Unterschiede im Grade der Entwicklung, im Wachstum. Was an Goethes Gestalt bei aller Lebens- und Erdgebundenheit auch für uns wohltätig ist, das ist die ganz außerordentliche Weite des geistigen Blicks. Niemals hat sich dieser Mann auf ein bloß begriffliches Dogma eingeengt, woher es denn auch kommt, daß die geistigen Menschen fast aller Länder sich von ihm innerlich berührt fühlen.

In religiöser Hinsicht war Goethe durchaus gläubig, aber die Art, wie er die Gottesidee auffaßte, hatte mit fanatischer Kirchen- oder Sektengläubigkeit nichts zu tun. Man kann seinen religiösen Standpunkt als eine Art naturphilosophisch modifizierten Pantheismus bezeichnen, der gedanklich auf Spinoza und Schelling fußt. Goethe erkannte durchaus eine Allmacht im Weltgeschehen an. Aber wenn auch die Gestalten der Bibel ihn zeitweise sehr beschäftigten, so hat er doch die Spitzfindigkeiten theologisch-christlicher Dogmatik mit ihrer Lehre von der Dreieinigkeit abgelehnt und verspottet, z. B. in der „Hexenküche" im „Faust", wo Mephisto von dem Hexenbuch sagt:

„Ich kenn' es wohl, so klingt das ganze Buch,
Ich habe manche Zeit damit verloren,
Denn ein vollkommner Widerspruch
Bleibt gleich geheimnisvoll für Kluge wie für Toren.
Mein Freund, die Kunst ist alt und neu.
Es war die Art zu allen Zeiten,
Durch Drei und Eins, und Eins und Drei
Irrtum statt Wahrheit zu verbreiten.
So schwätzt und lehrt man ungestört;
Wer will sich mit den Narrn befassen?
Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört,
Es müsse sich dabei doch auch was denken lassen."

Allgemein kennzeichnet sich Goethes religiöse Auffassung in dem Vers:

„Wer Kultur und Kunst besitzt,
Hat auch Religion.
Wer diese beiden nicht besitzt,
Der habe Religion."

Wohltätig berührt aber gerade in der heutigen Zeit, wie sehr Goethe über allem Parteigezänk und -hader stand, und wie wenig Sinn er für Klüngelei und beschränkten Eigennutz hatte. Die Gestalten seiner Dichtungen, wie etwa der König Thoas in der Iphigenie, zeigen eine Größe, die freilich in der Wirklichkeit selten zu finden ist, die aber die hohe Gesinnung ihres Schöpfers kennzeichnet. Und darauf kommt es schließlich doch in erster Linie an: welche Gesinnung ein Mensch in sich trägt. Der Buddha sagt: „Denken-geführt sind die Dinge.". D. h. die Worte und Taten eines Menschen und damit sein Schicksal hängen von der Richtung seines Denkens ab. Ein Mensch, der das Wort sagte:

„Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet",

— ein Wort, das zeigt, daß Goethe doch ahnte, worauf es im Leben des Menschen ankommt — der muß ein edler Mensch gewesen sein, abgesehen davon, daß er ein unerschöpflicher Dichter, genialer Forscher und Denker und noch vieles andere war.

Gewiß ist uns Goethe nicht in allem ein Vorbild. Wir sind nicht geneigt, die Mängel in seinen Anlagen mit seinem Genie zu beschönigen oder gar zu verherrlichen. Eine so tiefgehende sinnliche Neigung, wie Goethe sie hatte, ist auch beim Genie ein

Mangel. Und daß er selber darunter auch gelitten hat, darüber ist kein Zweifel. Wo viel Liebe ist, da ist auch viel Leiden. Darin aber, daß Goethe selbst „immer strebend sich bemühte“, daß er nach Wahrheit strebte unter Einsetzung all seiner Fähigkeiten, daß er niemals eine Pose einnahm und heuchelte, sondern immer aus der Unmittelbarkeit des eigenen Erlebens schuf, und daß dieses Erleben dennoch niemals einseitiges und fanatisches Eifern und abgründiger Haß war, vielmehr jedem Gerechtigkeit und Verständnis zuteil werden ließ, darin erkennen wir seine Größe, die auch seinem dichterischen Werk erst den wahren Wert verleiht. Gewiß hat sich Goethe auch des öfteren zu scharfer Polemik hinreißen lassen, besonders nahe ging ihm, daß man seine Farbenlehre nicht recht würdigen wollte, aber das sind, an dem Maße der ganzen Persönlichkeit bewertet, doch nur geringfügige Episoden. Bei seiner sprudelnden Lebensfülle müßte man eigentlich viel mehr Kampf nach außen erwarten, und wenn diese Erwartung nicht erfüllt wird, so müssen wir daraus schließen, daß ein wesentlicher Teil der Lebensfülle im Kampf mit sich selber sich auflöste. Ein Ausdruck dieses inneren Kampfes ist schließlich die ganz außerordentliche Arbeitsleistung Goethes.

Es würde uns zu weit führen, hier weiter auf diese Dinge einzugehen. Ich möchte hier nur eine oder zwei Stellen aus den Gesprächen mit Eckermann anführen, die sich auf Goethes Haltung insbesondere zur Politik beziehen.

Eckermann sagt zu Goethe (14. 3. 1830): „Man Ihnen vorgeworfen, daß Sie in jener großen Zeit (während der Befreiungskriege) nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens nicht als Dichter eingewirkt haben.“ — „Lassen wir das, mein Guter“, erwiderte Goethe. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. — Wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicher nicht der letzte geblieben; allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten sechzig hinaus war.“

„Auch können wir dem Vaterlande nicht auf gleiche Weise dienen, sondern jeder tut sein bestes, je nachdem Gott es ihm gegeben. Ich habe es mir ein halbes Jahrhundert lang sauer genug werden lassen. Ich kann sagen, ich habe in den Dingen, die die Natur mir zum Tagewerk bestimmt, mir Tag und Nacht keine Ruhe gelassen und mir keine Erholung gegönnt, sondern immer gestrebt und geforscht und getan, so gut und so viel ich konnte.

Wenn jeder von sich dasselbe sagen kann, so wird es um alle gut stehen ... Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich allzusehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann, so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christentum, und nun endlich gar ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen." Und etwas später in demselben Gespräch:

„Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. — Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! — Und, unter uns, ich haßte die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner Bildung verdankte!"

„Überhaupt", fuhr Goethe fort, „ist es mit dem Nationalhaß ein eigen Ding. — Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und heftigsten finden. Es gibt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht, und man ein Glück oder Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Der Schöpfer des „Faust", eines Werkes, das so vielgestaltig ist wie das Leben selber und, wie Goethe in den Gesprächen mit Eckermann sagt, „inkommensurabel", d. h. für den Verstand unfaßlich nach begrifflichen Umgrenzungen oder „Ideen" — ein solcher Mensch läßt sich freilich nicht in den engen Rahmen eines Programms fassen, so wenig wie eine Flamme sich in einen Rahmen fassen läßt.

Damit kommen wir an den Punkt, wo die Bedeutung Goethes für uns aufhört. War sein Leben geradezu das seltene Beispiel dafür, wie sich die Buntheit und Viegestaltigkeit des Lebens in einem einzelnen Menschen sammeln kann, und wird diese Lebensstärke noch lange Zeit hindurch aus seinen Werken nachwirken, so kann dem Kenner der Wirklichkeit doch selbst diese Vielgestaltigkeit den Mangel nicht verbergen, der allem Leben anhaftet:

die Ergänzungsbedürftigkeit. Und so deutet auch die Vielgestaltigkeit Goethes in ihrer nie wirklich befriedigten Ergänzungsbedürftigkeit auf die höchste und letzte Aufgabe hin, die uns der Buddha vermittelt: die Überwindung des Lebens im Zuruhekommen des Lebensdurstes.

Um diese Aufgabe zu erfassen, muß man allerdings die restlose Leidhaftigkeit, das stets Unbefriedigende des Lebens gewittert haben und zum Überdrüssigwerden kommen. Und hier geht freilich der Buddha als der Kenner der Wirklichkeit auch über einen Goethe weit hinaus, für den das Leben trotz aller Leiden, die ihm in seinem langen Leben erwuchsen, bis zum letzten Augenblick lebenswert war.

Man hat Goethe den ersten Europäer genannt. Vielleicht ist die Bezeichnung für einen so umfassenden Geist noch zu eng, und man sollte vielleicht besser sagen: der erste Weltbürger. Wollen wir im Vergleich dazu den Buddha kennzeichnen, so würde diese Bezeichnung bei weitem nicht ausreichen. Es gibt aber eine Bezeichnung, die schon lange vor der Zeit des Buddha im alten Indien lebendig war, und die die letzte Möglichkeit der Entwicklung des Lebens kennzeichnet: der Tathagata, der Vollendete, der alle Lust, allen Haß und allen Wahn aus eigener Kraft überwunden hat. Das ist die Bezeichnung, der Titel, der eines Buddha würdig ist.

Wie wir aus allem einen Ansporn zur Durchführung unserer schweren, aber sich selber lohnenden Aufgabe: der Überwindung des eigenen Lebensdurstes ziehen sollen, so wollen wir auch den heutigen Erinnerungstag in diesem Sinne für uns nutzbar machen. Möchte uns gerade die Erinnerung an den großen Lebenskünstler Goethe die Aufgabe lebendig vor Augen stellen, die uns als letzte, ungelöste seit Anfangslosigkeit noch verblieben ist: der Kampf mit dem eigenen Lebensdurst, das Zuruhekommen von Lust, Haß und Wahn.

K. F.

Bericht über unsere Zusammenkunft

Die Anregung, eine Zusammenkunft der Anhänger der Lehre in der Osterzeit zu veranstalten, fand bei einer ganzen Anzahl unserer Leser rege Anteilnahme. Die schweren wirtschaftlichen Verhältnisse gestatteten es leider nur einer kleinen Zahl der auswärts Wohnenden, die Reise nach Berlin zu machen. Aus Königsberg, Zoppot, Pilsen, Hannover und Schwerin waren Gäste er-

schienen, verschiedene andere hatten Zuschriften gesandt und einzelne auch Vorschläge gemacht. Mit den Berliner Teilnehmern waren am Sonntag (27. März) 23 Personen anwesend.

Die Zusammenkunft begann um ½10 Uhr vormittags im Buddhistischen Holzhause in Frohnau mit der Vorlesung der Lehrrede „Segen der Unerschütterlichkeit" (Majjh. 106). Darauf verlas der Versammlungsleiter nach einigen einleitenden Begrüßungsworten und kurzen Bemerkungen zur Tagesordnung die Zuschriften. Aus diesen standen besonders zur Erörterung:

1. der Vorschlag eines Hamburger Anhängers, einen schriftlichen Gedankenaustausch für die entfernt voneinander wohnenden Anhänger der Lehre über eine Vermittelungsstelle zu ermöglichen. Die Fragen und Antworten sollten bei der Vermittelungsstelle vervielfältigt und den einzelnen Beteiligten von dort zugesandt werden.

Dieser Vorschlag fand grundsätzlich großen Beifall, wurde jedoch dahin geändert, daß unsere Zeitschrift von jetzt ab einen „Briefkasten" enthalten soll. Darin veröffentlicht die Schriftleitung die von den Lesern eingesandten Fragen und Erörterungen, soweit sie dazu geeignet sind, so daß alle Leser sich dazu äußern können. Die Erwiderungen werden gleichfalls je nach der Eignung abgedruckt.

Auf diese Weise hoffen wir, die Leser zur Mitarbeit anzuregen.

2. die Vorschläge eines Lesers aus Süddeutschland:

Da die wenigsten buddhistisch eingestellten Menschen sich gegenseitig kennen und die meisten nicht wissen, wo sich der Nächste befindet, macht dieser Anhänger den Vorschlag, hin und wieder einmal die Namen und Adressen der Leser in der Zeitschrift bekanntzugeben. Die Versammlung kam dahin überein, von einer allgemeinen Bekanntmachung der Namen und Adressen abzusehen. Auf Anfrage sind wir gern bereit, den einzelnen die in der Nähe wohnenden Anhänger zu bezeichnen. Wir sind außerdem auch bereit, die Adressen derjenigen Leser, die es wünschen, in der Zeitschrift bekanntzugeben.

Ein weiterer Vorschlag desselben Anhängers traf sich mit den Anregungen einiger Teilnehmer der Zusammenkunft: die Frage, wie man die Lehre möglichst vielen Menschen zugänglich machen könne, um die dem Verständnis Geneigten zu erfassen. Diese Frage regte die Versammlung zu lebhafter Erörterung an, als deren Ergebnis sich herausstellte:

Es sollen Flugblätter im Umfang von etwa 4 Druckseiten geschaffen werden, die in knapper, einfacher und schlagwortartiger Form die einzelnen Hauptgegenstände der Lehre zeigen. An den Entwürfen zu den Flugblättern beteiligen sich verschiedene Anhänger. Die einzelnen Entwürfe werden zur Durchsicht und etwaigen Ergänzung ausgetauscht und an einer Stelle gedruckt. In den Orten, wo sich Gruppen von Anhängern befinden, übernehmen diese einen Teil der Flugblätter auf eigene Kosten und verbreiten sie in geeigneter Weise. Das erste Flugblatt ist bereits in Angriff genommen.

Weiterhin wurde mehrfach der Wunsch nach einer kleinen Einführungsschrift geäußert, die in kurzer, möglichst einfacher Form einen Einblick in die Lehre gibt und für etwa 50 Pfg. zu haben ist. Die Herausgabe einer solchen Schrift wird so bald wie möglich erfolgen.

Der Königsberger Kreis der Anhänger hat vor einiger Zeit mit der Einrichtung einer buddhistischen Bücherei begonnen, die ihre Schriften unentgeltlich verleiht. Diese Einrichtung wird von Zeit zu Zeit in den Tageszeitungen bekannt gemacht, auch in Reformhäusern und an anderen geeigneten Örtlichkeiten sowie im Adreßbuch ist sie bekanntgegeben. Die Kosten für die Bücherei und die Werbung bringt die kleine Gruppe von Anhängern (4 Personen) auf. Die Bücherei hat sich als Werbungsmittel ganz vorzüglich bewährt, und die Gruppe in Königsberg empfiehlt sehr, in allen Orten, wo es einige Anhänger gibt, die gleiche Einrichtung zu treffen. Anfragen in dieser Angelegenheit bitten wir an uns zu richten.

Nach der Mittagspause versammelten sich die Teilnehmer, so weit es ihnen möglich war, zu einem Spaziergang in der Umgebung von Frohnau, wobei die einzelnen miteinander Fühlung nehmen konnten. Gegen 4 Uhr nachmittags wurde die Aussprache fortgesetzt. Dabei kamen u. a. die Erfahrungen einzelner Teilnehmer mit Meditationsübungen zur Erörterung. Gegen ½7 Uhr trennte sich die Versammlung.

Am nächsten Vormittag fand die Fortsetzung der Aussprache statt, an der aber weniger Personen teilnahmen als am vorigen Tage. Zur Erörterung kamen: Stellung zu politischer Betätigung (Wahlen), die Fragen der Ernährung und Kleidung. Als allgemeines Ergebnis kam zum Ausdruck, daß sich bestimmte, allgemein gültige Richtlinien nicht treffen lassen, sondern der einzelne unter Berücksichtigung seiner äußeren Lebens-

umstände von Fall zu Fall die Entscheidung treffen muß unter Wahrung der Aufgabe, die mit den fünf Silas gegeben ist.

Auch die Frage des Bekenntnisses kam zur Sprache. Die Anhänger der Lehre sollen sich auch nach außen hin zum Buddhismus bekennen, z. B. Behörden gegenüber (nicht sich z. B. als „Dissidenten" bezeichnen). Dadurch soll die öffentliche Anerkennung der Lehre gefördert werden. Dieses Bestreben könnte unterstützt werden etwa durch Gründung buddhistischer Stiftungen.

Nachmittags fand nochmals ein gemeinsamer Spaziergang in der Umgebung statt.

Zusammenfassend können wir sagen, daß der Gedanke dieser Zusammenkunft sehr glücklich war. Die Zusammenkunft hat den Teilnehmern manche Anregung gegeben. Sie hat aber auch gezeigt, wie schwer die Anhänger es haben, der Lehre entsprechend zu leben, da viele oder die meisten in ihrer Umgebung nicht nur kein Verständnis, sondern sogar bewußte Ablehnung ihrer Bestrebungen erfahren. Um so mehr hoffen wir, daß die Zusammenkunft die Anhänger anregt, ihre Kraft für die Verwirklichung des Zieles zu verstärken und mit unermüdlicher Ausdauer an der Durchführung der einzigen sich selber lohnenden Aufgabe zu arbeiten.

K. F.

Bücher

D. Fielding-Hall, Das Lieblingsvolk Buddhas. Atlantis-Verlag, Berlin-Zürich. In Leinen 5,85 RM., geheftet 4,05 RM.

Eine Übersetzung des englischen Werkes The Soul of a People (Die Seele eines Volkes), die Lissy Rademacher ausführte.

Dieses Buch, das längst eine Übersetzung verdient hätte, gehört sicherlich zu dem Liebenswertesten nicht nur in der buddhistischen Literatur, sondern in der Literatur überhaupt. Daß ein Beamter der britischen Regierung sich in dieser liebevollen Weise in das Geistesleben eines ihm fremden Volkes einfühlen und seine Erlebnisse in so eindrucksvoller Art darstellen konnte, spricht dafür, daß der Verfasser noch einiges mehr war als englischer Beamter. Zwar wird Fielding-Hall der echten Buddhalehre nur annäherungsweise gerecht. Er will auch nicht eigentlich die buddhistische Lehre zeigen, sondern die Art, wie sie im burmanischen Volke lebt und wirkt. Und das tut er allerdings mit einem einzigartigen Verständnis für Lebensweise und Sitten dieses friedlichen Volkes. Ich will nur eine Stelle aus dem Buch herausgreifen:

„Glück ist das Ziel, das er (der Burmane) erstrebt. Arbeit und Macht und Geld sind nur die Mittel, durch die er zur Muße gelangt, um seine eigene Seele zu belehren. Erst der Körper, dann der Geist; doch bei uns ist es immer zuerst der Körper und dann wieder der Körper.

„Er beobachtet uns manchmal voll Erstaunen. Er sieht uns arbeiten, arbeiten und immer wieder arbeiten, er sieht, wie wir schnell alt werden und wie unser Geist erschlafft; er sieht, wie unser Mitgefühl sich einschränkt ... bis wir nach Hause gehen und nicht wissen, was mit uns selber anfangen ...

„Doch man glaube nicht, daß die Burmanen faul sind. Es gibt keine arbeitsamere Nation. Jeder Mann arbeitet, jede Frau, jedes Kind. Das Leben ist keine leichte Sache, nein, eine schwere, und es muß viel Arbeit geleistet werden ... Eine Klasse, die von der Arbeit anderer lebt, existiert nicht. Der Burmane liebt kleine Arbeit, er tut große Arbeit, denn oft ist er dazu gezwungen, wenn er das wenige, das er braucht, ernten will. Er ist ein freier Mann, er ist nie der Sklave eines anderen noch seiner selbst.

„Und darum glaube ich nicht, daß er je eine große Nation darstellen wird, was wir eine große Nation nennen. Er wird nie den Versuch machen, andere Völker zu erobern, weder durch das Schwert, noch durch den Handel, noch durch die Religion ... Er wird sich nie in die Angelegenheiten anderer Völker mischen: eine Einmischung kann nur beiden Teilen schaden.

„Er wird nie sehr reich, nie sehr mächtig, nie sehr fortschrittlich in der Wissenschaft werden, vielleicht nicht einmal in der Kunst, obschon ich da nicht ganz sicher bin. Es ist möglich, daß er in Kunst und Literatur groß werden wird. Doch gleichviel, in seiner eigenen Vorstellung wird er immer die größte Nation der Welt sein, weil er die glücklichste ist.“ (S. 123/124.)

Das war vor einem Menschenalter. Heute wird auch schon vieles anders sein. Jedenfalls erzählte uns im vorigen Sommer ein junger Burmane, der hier — wie die meisten, die aus dem Osten zum Studium hierher kommen — die Technik studierte, daß die politische Atmosphäre in Burma jetzt sehr gespannt sei, und daß sogar die buddhistischen Mönche sich in diese Dinge mischten. Wir möchten wünschen, daß diese schlimmen Zustände recht bald überwunden werden und die Burmanen sich auf ihre wichtigste Aufgabe wieder besinnen: den Frieden in der Welt fördern zu helfen.

Die Ausstattung des Buches in bezug auf Umschlag, Papier und Druck ist ausgezeichnet. Die Übersetzung enthält im ersten Kapitel leider einige Fehler, die den Sinn des Originals nicht erkennen lassen oder verwischen, im übrigen ist sie aber flüssig und gut zu lesen.

Hermann Gerstner, Buddhalegende. (Aus den Schriften des Kreises der Jüngeren), Verlag Amend & Co., Würzburg. Preis 2,40 RM.

Dieser geschmackvoll-einfach kartonierte Band von 64 Seiten gibt die Buddhalegende in einer Reihe von mehr als 60 kürzeren oder längeren Gedichten in freier Form wieder. Es ist stets ein schwieriges Ding, die Buddhalehre in poetische Form zu fassen. In dieser Hinsicht darf der Leser auch von der vorliegenden Sammlung nicht zu viel erwarten. Den Maßstab strengen und klaren buddhistischen Denkens darf man nicht anlegen. Die Legende als solche freilich ist der gegebene Gegenstand für den Dichter. Und als solchen müssen wir den Verfasser dieser Sammlung anerkennen, die nicht nur Verse über die Buddhalegende enthält, sondern „Ge-dichte“ von großem Wohlklang, stimmungsvoll und geschmeidig.

Freunden solcher Poesie sei das Buch empfohlen.

Yoga, Internationale Zeitschrift für wissenschaftliche Yogaforschung, Verlag Helmut Palmié, Harburg-Wilhelmsburg Nord 7.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß ein Unternehmen wie dieses entstehen konnte, das dem Menschen des Westens das schwer übersehbare Gebiet des indischen Yoga und verwandter Richtungen zugänglich machen will. Was wir bisher von den Meditationspraktiken des Ostens kennengelernt haben, war meist ziemlich willkürlich und manchmal grotesk verarbeitet zu allerlei Lehrsystemen, in denen ihre Schöpfer Östliches mit Westlichem vermischten. Hierzu gehören die Richtungen der Theosophie, Anthroposophie, die verschiedensten okkultistischen Strömungen, neuerdings auch die Neugeist-Bewegung und manches andere. Mit dieser Zeitschrift will der Herausgeber, der Arzt Dr. Palmié, Yoga und verwandte Richtungen aller Länder und Zeiten uns in einer möglichst reinen und objektiven Form zugänglich machen. Es sollen aber nicht nur Philologen und Philosophen zu Wort kommen, sondern auch Psychologen, Mediziner und besonders der ernsthafte Yogapraktiker.

Auch für den vom Buddha Belehrten hat ein solches Unternehmen Bedeutung. Wenn wir bedenken, daß die buddhistische Entwicklung sich in den Symptomen, in den Begleiterscheinungen auf dem Wege zum letzten Ziel vielfach mit dem berührt, was sich in der Yogaschulung vollzieht, wird man aus den Erfahrungen dieser Schulung manchen praktischen Fingerzeig erwarten können. In bezug auf die Übungen der Selbstvertiefung tappen wir alle heute im Dunkeln und begrüßen jeden Versuch, diese Dinge aufzuhellen.

Zugleich aber müssen wir als Buddhisten uns darüber klar sein, daß wir von Yogaübungen unser Heil nicht erwarten können. Alle Richtungen des Yoga stimmen darin überein, daß sie am Begriff des ātman, des ewigen Selbstes hängen bleiben. Wer aber den Grundgedanken der Buddhalehre: die restlose Triebhaftigkeit und Vergänglichkeit des Lebensvorganges einmal erfaßt und damit das letztmögliche Ziel: die völlige Auflösung der Triebe erkannt hat, der ist auf seinem Wege ein- für allemal festgelegt. Denn über das restlose Aufhören des Lebensdurstes geht es nun einmal nicht hinaus.

Mit diesem Vorbehalt aber können wir diese Zeitschrift als ein sehr bemerkenswertes Unternehmen anerkennen. Auch sie ist ein Anzeichen dafür, daß die Entwicklung des geistigen Lebens der Menschheit wieder einmal von der materialistischen Seite, deren Höhepunkt wenigstens bei ahnenden und führenden Geistern schon überschritten ist, nach der entgegengesetzten, der spiritualistischen Seite übergeht. Im Vergleich zum Mittelalter mit seiner starren christlichen Dogmatik erhält die neue Richtung aber eine Vertiefung durch die Bestrebungen, in die vielgestaltigen Bereiche des sogenannten Unbewußten einzudringen.

Wie weit in dieser Entwicklung der Mittlere Pfad, die Wirklichkeitslehre des Buddha, Eingang in das Denken der westlichen Menschen findet, muß die Zukunft lehren. —

Das uns vorliegende erste Heft, ein stattlicher Quartband von 145 Seiten, enthält Arbeiten, deren Verfasser meist Philologen sind. Wie der Herausgeber auch besonders bemerkt, sind die Arbeiten dieses ersten Bandes notgedrungen mehr theoretisch. In den folgenden Heften soll die praktische Seite vorwiegend berücksichtigt werden.

Im einzelnen sind besonders zu erwähnen: Eine Übersetzung der Yoga-Merksprüche des Patañjali mit dem Kommentar des Vyāsa, von Prof. J. W. Hauer mit einer ausführlichen Einleitung und Erläuterungen des Übersetzers.

Auf diese Arbeit werden wir später, wenn die Fortsetzungen erschienen sind, noch zurückkommen müssen. Vom selben Verfasser bringt das Heft noch einen Beitrag „Yoga und Zeitwende“, in dem Hauer die grundsätzliche Übereinstimmung in der Gesamtstruktur alles Menschseins hervorhebt.

Prof. Heinrich Zimmer bringt einen ausführlichen Aufsatz über Hatha-Yoga, der gleichfalls fortgesetzt wird. H. Gompertz stellt in einem Aufsatz über „die psychologische Deutung der Lehre von den Zauberkräften“ die Frage zur Erörterung, wie die sogenannten magischen Kräfte, von denen ja auch in den buddhistischen Texten viel die Rede ist, und worüber wir im vorigen Heft unserer Zeitschrift sprachen, zu deuten seien. Der Aufsatz bietet mancherlei Lehrreiches. Bemerkenswert ist auch ein Aufsatz von Richard Rösel „Über Yoga und verwandte Systeme im Okkultismus der Gegenwart“. Weitere Verfasser: Wüst, Zistl, v. Glasenapp, Vorwahl. Ferner Beiträge in englischer Sprache von Mrs. Rhys Davids, Sir John Woodroffe und B. Bhattacaryya, in französischer Sprache von P. Masson-Oursel und J. Filliozat sowie in italienischer Sprache von F. Belloni Filippi.

Der Buddhismus, soweit er in den Arbeiten berührt oder erwähnt wird, kommt freilich, wie zu erwarten, nicht zu seinem Recht, da er entweder nur in einer der späteren Formen berücksichtigt oder überhaupt mißverstanden wird.

Die Aufmachung der Zeitschrift entspricht der Großzügigkeit des ganzen Unternehmens. Ursprünglich sollte vierteljährlich ein Band von gleichem Umfange wie der vorliegende erscheinen. Mit Rücksicht auf die Wirtschaftsnot hat sich der Verlag aber entschlossen, den Umfang zu verringern und den Preis auf die Hälfte des früheren herabzusetzen. Das erste Heft gilt als Doppelheft. Der Preis beträgt jetzt: Einzelheft 6,— RM., Doppelheft (das vorliegende erste Heft) 12,— RM., Band (5 Hefte) 25,— RM. K. F.

Mitteilungen

Wir bitten unsere Leser, nach Kräften an der Verbreitung der Flugblätter, deren erstes demnächst erscheint, mitzuwirken.

Auf der letzten Seite des Flugblattes ist Platz gelassen für Mitteilungen der einzelnen örtlichen Gruppen über Zusammenkünfte, Bücherei und dgl.

Der Preis für je 50 Stück wird etwa 1,— RM. betragen. Einzelne Stücke geben wir gern kostenlos ab.

Auch Werbeblätter für unsere Zeitschrift stehen zur freien Verfügung.

Wir weisen nochmals auf die im Bericht über unsere Zusammenkunft erwähnte Einrichtung des Briefkastens hin und bitten die Leser, recht rege Gebrauch davon zu machen.

Die Fortsetzung der „Erinnerungen an Dr. Dahlke“ folgt im nächsten Heft.

Der Verlag.

Buddihistisches Leben und Denken erscheint vierteljährlich (im Mai, August, November und Februar). Einzelheft 1,30 RM. und Porto, Jahrespreis 4,80 RM. Bestellungen beim Verlag oder durch die Buchhandlungen.

Verleger: Kurt Fischer, Berlin-Frohnau. — Druck: Buchdruckerei A. Pabst, Königsbrück i. Sa.